Die Klatschrosenwiese

oder:

Der verborgene Schatz.

Von

Ch. Paul de Kock.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Fünfter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Horace und Boussi auf der Wiese.

Um sechs Uhr Morgens war Horace am Fenster seines Stübchens; hier hatte man eine weite Aussicht und konnte fast die ganze Wiese übersehen. Auf letztere sind hauptsächlich seine Blicke gerichtet; er beobachtet mit der größten Aufmerksamkeit die Haselnußbüsche und einzelne Bäume, welche hier und da auf der Wiese zerstreut stehen.

»Der Schatz ist dort verborgen,« sagt Horace zu sich; »denn mein Vater hatte gewiß nicht die Absicht, meine Schwester zu foppen, als er zu ihr sagte: »Ich habe hier einen Schatz für meinen Sohn vergraben.« — Und kein Anzeichen gibt die Stelle zu erkennen, wo man nachgraben muß! Als ich ohne Wissen meiner Tante vor beinahe vier Jahren hier war, wühlte ich unter einigen Bäumen die Erde auf und suchte unter den Haselnußbüschen ... auch in dem hübschen Gebüsch geradeaus, wo mich eine Kugel in die Seite traf, ohne daß ich wußte, wer auf mich geschossen hatte; wahrscheinlich ein Sonntagsjäger, dem das Gewehr losging, ohne daß er's wollte. Denn ich hatte ja keine Feinde in dieser Gegend. Und Räuber gibt's hier nicht. Ein Räuber würde mich ausgeplündert haben, denn ich sank zu Boden, als ich mich von der Kugel getroffen

fühlte. Aber ich hörte nur die Fußtritte einer davonlaufenden Person. O, gewiß ist's nur aus Versehen, aus Ungeschicklichkeit geschehen. — Zum Glück war die Wunde nicht gefährlich, ich kam mit dem Schrecken davon. Aber ich habe meinen Schatz nicht aufgefunden! — Jetzt wohnen wir hier, meiner lieben Wiese gegenüber, und ich habe Zeit, überall zu suchen und nachzugraben. Ich will hoffen, daß ich jetzt glücklicher sein werde.«

Horace geht hinunter. Tante und Schwester schlafen noch, aber der Gärtner arbeitet schon an den Spalieren im Hofe. Er geht zu Jacquet und redet ihn an:

»Können Sie mir nicht ein kleines Gartengeräth leihen? Ich könnte beinahe sagen, schenken; denn ich werde es täglich brauchen. Es muß kleiner als ein Spaten, aber doch zum Aufwühlen der Erde tauglich sein.«

»Aha, um urbar zu machen, das Unkraut auszureuten.«

»Ja, ein solches Werkzeug meine ich.«

»Da ist eine Haue; sie ist an der einen Seite spitz, an der andern viereckig; der Stiel ist lang, so daß man sich bei der Arbeit nicht zu bücken braucht. Ist sie Ihnen recht?«

»O ja; Sie nennen's eine Haue?«

»Ja; Sie können diese behalten, ich habe noch andere.«

»Ich danke Ihnen, Herr Jacquet.«

»Sagen Sie doch Jacquet kurzweg, Sie sind ja jetzt mein Herr, oder werden es bald.«

»Nun, ich nehme die Prophezeiung an. Und die Haue nehme ich mit.«

»Alles was hier ist, steht zu Diensten.«

Horace begibt sich auf die Wiese und geht lange umher; er untersucht den Erdboden an verschiedenen Stellen. Dies konnte leicht ohne Zeugen geschehen, denn dieser Theil des Landgutes war ziemlich entfernt vom Dorfe, es gingen sehr wenig Leute vorbei, und da man jeden sich nähernden Bauer schon von weitem sah, so brauchte man sich von der Stelle, wo man die Erde aufgewühlt hatte, nur einige Schritte zu entfernen und der Vorübergehende bemerkte nichts. Man konnte nur aus dem Sykomorenhause oder aus der Villa Boussi's gesehen werden; aber von jenem hatte Horace nichts zu fürchten und diese war noch nicht bewohnt.

Horace suchte beinahe drei Stunden ohne Erfolg, aber er machte ein Zeichen an den Stellen, wo er bereits gegraben hatte, um daselbst nicht wiederholte fruchtlose Nachforschungen anzustellen. Dann begibt er sich in seine neue Wohnung zurück, und als er das geräumige, elegante Haus, den schönen Garten, den schattigen Park, den hübschen Hof mit dem Gitterthor und die stattlichen Sykomoren auf beiden Seiten des Hauses betrachtet, seufzt er unwillkürlich und sagt zu sich:

»Der Gärtner will durchaus, daß alles dies mir gehöre. Ach! ich wäre zu glücklich, wenn er Recht hätte. — Einstweilen will ich mir's hier wohl sein lassen, bis mir der wirkliche Herr seinen Platz abtritt.«

»Man erwartet Sie zum Frühstück,« sagt Jacquet zu Horace, indem er seinen Spaten wie ein Gewehr schultert.

Tante und Nichte hatten in ihren weichen Betten sehr

gut und sogar viel länger geschlafen als sonst; an Behaglichkeit gewöhnt man sich schnell. Als sie herunterkamen, fanden sie Frau Jacquet mit den Vorbereitungen zum Frühstück beschäftigt. Madame Rennecart wollte die Dienstleistungen der munteren Gärtnerin wieder ablehnen, aber Jeannette war so bereitwillig, so zuvorkommend, daß man ihr die Freude wohl gönnen konnte.

»Ei, der tausend!« sagt Horace, der sich mit gutem Appetit an den Tisch setzt; »Eier, Rettige, frische Butter...«

»Und jetzt bringe ich den Kaffee,« setzt Jeannette hinzu.

»Und Alles kommt aus Hof und Garten?«

»Ja, nur Kaffee, Zucker und Brot müssen wir kaufen.«

»Was! Auch diese köstliche Butter?«

»Die mache ich selbst; wir haben mehr Milch und Rahm, als wir verzehren können, und da wird natürlich Butter gemacht.«

»Wahrhaftig, wir sind hier im Schlaraffenlande!«

»Herr Vermont,« sagt Jacquet, der ganz verblüfft in den Speisesaal kommt; »ich habe wohl gewußt, daß das Nachbarnhaus nicht mehr Herrn Boudignon gehört; aber soeben sagt mir Thomas, der Gärtner, er erwarte heute die neuen Herrenleute, und er behauptet, es wären Personen, die hier vor einem Monate übernachtet haben.«

»Es ist die Wahrheit, Jacquet, der Gärtner hat vollkommen Recht.«

»Sapperlot! Wenn der Herr, der meine Frau gekniffen, unser Nachbar wird, so mag er sich in Acht nehmen.«

»Nein, es ist nicht Herr Coquelet, wie Sie ihn nennen; der neue Eigenthümer des Nachbarhauses und der Wiese ist Herr Boussi, der Banquier, der hier krank geworden ist.«

»Und den ich mit Leinsamen curirt habe. — Nun, der ist mir als Nachbar doch lieber, und Dir auch, Jeannette, nicht wahr? Denn ein Mann kann sich immerhin einen Rausch trinken, wenn's ihm Vergnügen macht, darum hat sich Niemand zu kümmern.«

»Werden die Herrschaften oft Besuch von den Nachbarn bekommen?« fragt Jeannette.

»Nein, Frau Jacquet, nein, wir sind keine Freunde der neuen Nachbarn; sie werden uns gewiß nicht besuchen.«

»Das ist mir auch lieber, denn die Dame könnte wieder von mir verlangen, daß ich ihren Mann auskleide ...«

»O, das haben Sie nicht zu fürchten, er ist durchaus kein Trinker, der Rausch war ein ganz unerhörter Fall, der gewiß nicht wieder eintreten wird. Und Besuche haben wir von den neuen Nachbarn gewiß nicht zu erwarten.«

Gegen zwei Uhr Nachmittags kommt ein junger Mann in das Sykomorenhaus, eilt auf den Gärtner zu und fragt ihn hastig:

»Wo ist Herr Horace Bermont... und seine Tante... und Fräulein Virginie?«

»Sie sind im Garten; dort können Sie sie sehen.«

Oswald läuft an dem Hause vorbei, in den Garten. Virginie, die ihn zuerst bemerkt, stößt einen Freudenschrei aus. Oswald ist in wenigen Augenblicken bei ihnen. Er küßt Madame Rennecart ... vermuthlich, um sich dadurch das Recht zu erwerben, auch Virginie zu küssen. Horace begrüßt er mit einem herzlichen Händedruck.

»Da sind wir!« sagt er; »wir sind eben angekommen. Gott sei Dank, man hat mich mitgenommen. Mein Oheim würde sich wohl gehütet haben, wenn er gewußt hätte, daß

ich Dich hier finden würde. Denn er hat mir heftige Vorwürfe gemacht, daß ich deine Schwester liebe; er nannte mich einen Einfaltspinsel, einen Schwachkopf ...«

»Du hättest ihm antworten sollen, daß es besser ist, ein Schwachkopf und ein Einfaltspinsel als ein Schuft zu sein.«

»Hat er Dir denn verboten, mich zu lieben?« fragt Virginie ganz erschrocken.

»Virginie, wenn ich hundert Oheime hätte, ich würde mir's von ihnen nicht verbieten lassen. Du bist meine Braut, und wirst einst meine Frau; wer kann mir verbieten, Dich zu lieben und zu vergöttern ...«

»Genug!« fällt ihm Horace in's Wort; »Du kannst ihr das später sagen. Wer ist mit Dir gekommen?«

»Mein Onkel und meine Tante, dann die Kammerjungfer Julie, die Köchin und Pierre, der jetzt Kutscher geworden ist, denn mein Onkel hat eine große Calesche gekauft, in welcher wir gekommen sind.«

»Es ist also auf eine häusliche Einrichtung abgesehen?«

»Ja wohl; ich muß freilich morgen früh mit dem ersten Zuge wieder nach Paris zurück.«

»Natürlich, Du gehst wieder in's Bureau. Aber Herr Boussi?«

»Ich glaube, daß er einige Tage hier bleiben wird; meine Tante wird hier den ganzen Sommer wohnen. In diesem Augenblicke richtet man sich ein, sieht sich im Hause um; ich bin entwischt, um so schnell wie möglich hieherzukommen. — Aber es ist wunderhübsch hier. Das Haus scheint prächtig zu sein. Es ist schön von Herrn Duvalloir, daß er

Dir diese Wohnung angetragen. Aber mein Oheim wird sich ärgern, wenn er erfährt, daß Du hier bist.«

»Aber sage ihm nichts; ich will ihm eine Ueberraschung bereiten.«

»O, ich werde mich wohl hüten, er würde mich auf der Stelle nach Paris zurückschicken.«

Man führt Oswald durch den Garten und Park, man zeigt ihm das Haus. Horace spielt sogar Billard mit ihm, denn Frau Jacquet hat den Riß, welchen Burgrave in das Tuch gemacht, so gut wie möglich zugenäht. Die beiden Liebenden möchten gern allein im Garten lustwandeln; aber Madame Rennecart hält es nicht für schicklich, dem Brautpaar zu viel Freiheit zu lassen, denn wie schüchtern auch Oswald ist, so sind doch immer die durch die schöne Natur und die Einsamkeit geweckten schwärmerischen Gedanken und Gefühle zu fürchten.

Oswald ist genöthigt, seine Braut zu verlassen, um zu Tisch zu gehen, und da außer ihm keine Gäste da sind, so vermuthet er, daß ihn sein Oheim festhalten werde, um seine Partie Triktrak zu machen; aber er verspricht, den andern Morgen nicht abzureisen, ohne seinem Liebchen Lebewohl zu sagen.

Virginie blickt ihm seufzend nach und sagt schmollend:

»Wir haben kaum Zeit gehabt, uns etwas zu sagen!«

Das Landleben wirkte bereits auf ihre Stimmung.

Horace vermuthet, daß der Banquier den noch übrigen Theil des Tages nicht wählen wird, um die Wiese zu besuchen; er denkt:

»Morgen in aller Frühe wird er kommen; aber ich werde mich auch einfinden.«

Den andern Morgen um fünf Uhr ist Horace an seinem Fenster. Das Wetter ist schön, der Himmel wolkenlos; es ist ein herrlicher Tag zu erwarten, und der junge Mann beobachtet aufmerksam die Wiese, aber es erscheint noch Niemand.

»Ich weiß wohl, daß die Pariser nicht so früh aufstehen,« sagt Horace zu sich; »wenn man aber einen sehnlichen Wunsch hat, so glaubt man einen Floh im Ohr zu fühlen. Ich wette, daß mich Bouffi nicht lange warten lassen wird.«

Horace irrte sich nicht. Kaum sind zehn Minuten verflossen, so kommt der Banquier in ganz ländlicher Kleidung, mit kurzer Jacke und Mütze, aus seinem Landhause; er trägt einen Spaten auf der Schulter wie eine Muskete. Er begibt sich gerades Wegs auf die Wiese, sieht sich einige Augenblicke rechts und links um, als ob er nicht wüßte, wohin er sich zuerst wenden soll. Endlich entscheidet er sich für das Haselnußgebüsch, welches etwa zweihundert Schritte vor ihm ist; er geht entschlossen auf dasselbe zu.

Horace hat alle Bewegungen Bouffi's genau beobachtet.

»Ich wußte wohl, daß er dort anfangen würde,« sagt er zu sich, als er ihn auf das Gebüsch zugehen sieht. »Es ist nicht schlau, er hätte denken können, daß an dieser Stelle schon nachgegraben wurde.«

Er nimmt nun seine Haue, geht in den Hof hinunter und betritt den über die Wiese führenden Fußpfad, welchem der Banquier in diesem Augenblick den Rücken zukehrt. Bouffi fängt in dem Gebüsche sogleich an zu graben und die Erde so eifrig aufzuwühlen, daß ihm bald der Schweiß

das Gesicht bedeckt. Nach fünf Minuten macht er eine Pause, nimmt sein Schnupftuch und wischt sich die Stirn. Da ruft ihm plötzlich eine Stimme zu:

»Es scheint hier noch nicht die rechte Stelle zu sein.«

Boussi wendet sich so rasch um, daß er seine Mütze verliert. Zu seiner größten Bestürzung erblickt er Horace, der, auf seine Haue gestützt, hundert Schritte von ihm steht und ihn mit höhnischer Miene anschaut.

»Wie! Herr Bermont, Sie sind da?« sagt der Banquier ganz verblüfft, aber schon mit einer leichten Aufwallung des Zornes.

»Wie Sie sehen, Herr Boussi; aber es sollte Sie gar nicht überraschen, denn ich sagte Ihnen ja, daß ich zugleich mit Ihnen hier sein würde.«

»Was bedeutet das? Mit welchem Rechte sind Sie auf meinem Eigenthum? Die Wiese gehört mir und ich verbiete Ihnen, sie zu betreten, verstehen Sie wohl!«

»Oho! Sie verbieten! Ich kümmere mich nicht um Ihr Verbot. — Jetzt bin ich übrigens nicht auf Ihrer Wiese, sondern auf dem Wege, den Sie für Jedermann frei lassen müssen. Ich kenne die Rechte, Servitute und Verpflichtungen dieser Besitzung so gut wie Sie.«

Boussi schäumt vor Zorn und nähert sich dem jungen Manne, um sich zu überzeugen, ob er wirklich nur den Fußpfad betreten hat. Horace sieht ihn lachend an.

»Ich werde diesen Fußweg absperren lassen!« erwiedert der Banquier drohend.

»Das dürfen Sie nicht, Herr Boussi; der Ortsvorsteher würde es nicht zugeben. Glauben Sie mir nur, ich

bin mit den Localverhältnissen wohl bekannt, dieses Grundstück gehörte ja einst meinem Vater.«

»Ich werde auf beiden Seiten dieses Fußweges eine Mauer errichten lassen, damit die Leute nicht mehr auf meine Wiese sehen können!«

»Das können Sie, das darf Ihnen Niemand verbieten. An Ihrer Stelle würde ich die ganze Wiese mit einer hohen Mauer umgeben, um Ihre Nachgrabungen jedem profanen Auge zu entziehen. Sie würden dann zwei Wiesen statt der einen bekommen, weil der Fußweg durch Mauern abgeschlossen wäre. Die Mauern würden freilich eine sehr beträchtliche Länge haben; aber wenn man reich ist, wenn man dreihunderttausend Francs auf einen Zug fischt, so kann man schon etwas daraufgehen lassen.«

Der Banquier kaut an den Nägeln und sagt nichts. Horace fügt hinzu:

»Die Sache ist freilich wohl zu überlegen. Die Maurer müssen den Erdboden aufgraben, um den Grund zu legen, und das ist gefährlich; denn ein Schatz kann eben sowohl neben dem Fußpfade als mitten auf der Wiese verborgen sein, und die Maurer sind nicht immer geneigt, einen Fund zu theilen. Aber es bleibt Ihnen noch ein Ausweg: Sie können ja selbst den Grund für Ihre Mauer ausgraben. Es wird freilich lange dauern und Sie werden zum allermindesten kreuzlahm dabei werden; aber Sie haben doch den Trost, daß Niemand Ihren Schatz finden wird. — Nun, was sagen Sie dazu? Sie werden hoffentlich meiner Artigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn ich gebe Ihnen guten Rath.«

Bouffi antwortet nicht, er vermag den Spöttereien

seines vormaligen Buchhalters nicht die Spitze zu bieten. Nach einer kleinen Weile fragt er:

»Wohnen Sie im Dorfe, Herr Bermont?«

»Im Dorfe! ... O pfui! Es sind ja nur Bauernhäuser da, und die würden uns nicht behagt haben. Ich wohne da, ich bin Ihr Nachbar sammt Schwester und Tante.«

»Wie! da ...«

»Ja wohl, in der schönen Villa.«

»Bei Herrn Duvalloir?«

»Ja, in dem Sykomorenhause, das er zu meiner Verfügung gestellt hat, mit der Bitte, darin zu schalten und zu walten wie in meinem eigenen Hause.«

»Sie sind also Duvalloir's Freund?«

»Sein intimer Freund. O, er ist ein liebenswürdiger Mann, der bei näherer Bekanntschaft gewinnt.«

»So! Sie kennen Herrn Duvalloir. Dann wundert's mich nicht mehr, daß er die bei mir angelegten Capitalien zurückverlangt hat.«

»Er hat seine Capitalien zurückverlangt? Das habe ich noch nicht gewußt. Aber auf Ehre, wenn er mich um Rath gefragt hätte, würde ich's ihm gerathen haben.«

Der Banquier wird feuerroth und erwiedert:

»Sie insultiren mich! Mehr wissen Sie nicht zu sagen ...«

»Sie, Herr Boussi, können allerdings mehr.«

»Zum Glück bin ich über solche Beleidigungen erhaben.«

»Ich habe auch keine Lust, mich zu Ihnen zu erheben, ich würde dann mit Ihnen auf gleicher Linie stehen.«

»Floquart hatte vollkommen Recht, als er mir den Rath gab, Sie fortzujagen.«

»Sie müssen wissen, Herr Boussi, daß man nur einen Bedienten fortjagt, einen Buchhalter entläßt man. Aber Sie haben mich nicht einmal entlassen, ich habe Ihnen erklärt, daß ich nicht bei Ihnen bleiben wollte. — Sie sind auch nicht glücklich in Ihren Erwägungen. Wie in aller Welt kommen Sie auf Floquart zu sprechen, auf den Mann, der bei Ihnen in Pension steht! Ha! ha! ha! Der liebe Floquart ist im Besitz eines kleinen Geheimnisses, das er ausbeutet, um Ihnen Geld abzuzapfen ... Ei! Sie erröthen ja schon wieder! Beruhigen Sie sich doch, ich bin ja nicht so schlimm; wenn Sie wollen, können wir gute Freunde sein. Stören Sie mich nicht in meinen Nachgrabungen, und ich verspreche Ihnen, daß Sie von meines Vaters Schatz etwas bekommen werden.«

»Ich verbiete Ihnen noch einmal, meine Wiese zu betreten!« erwiedert Boussi; »bei schwerer Strafe verbiete ich's Ihnen!«

»Gut. Und ich erkläre Ihnen, daß Sie die Erde nicht aufwühlen werden, ohne daß ich's sehe; daß Sie den Spaten nicht ansetzen werden, ohne daß ich vor oder hinter Ihnen stehe. Ich werde Sie unablässig beobachten; es wird für mich gerade keine schöne Unterhaltung sein, aber Sie werden sich noch mehr langweilen. —Auf Wiedersehen also, Herr Boussi; ich gehe nach Hause. Es wohnt sich sehr behaglich in der reizenden Villa Duvalloir; Sie wissen's aus Erfahrung, Sie haben ja darin gehaust. Sie haben sich's freilich, wie es scheint, etwas zu wohl sein lassen; Sie fühlten das Bedürfniß, Thee zu trinken, und man hat

Ihnen Leinsamen gebracht, das greift die Nerven nicht so an. Ha! ha! ha!«

Dieser letzte Scherz bringt den Banquier vollends in Harnisch; er geht, drohend seinen Spaten schwingend, nach Hause, während Horace sich lachend zu seiner Tante und Schwester begibt.

Zweites Capitel.

Ein noch ungelöstes Räthsel.

Ein Monat vergeht. Boussi macht häufige Besuche auf seinem Landgute, aber er kann nie mehr als zwei Tage bleiben, da ihn seine Geschäfte zur Rückkehr nach Paris nöthigen. Während der Zeit, die er zu Montagny verlebt, begibt er sich jeden Morgen mit dem Spaten auf seine Wiese und gräbt; und jedesmal ist Horace da und beobachtet ihn von dem Fußpfade oder von einem an dem Grundstücke vorbeiführenden Wege. Um von seinem Spion entfernter zu sein, bleibt Boussi oft mitten auf der Wiese und von dem Fußpfade weit entfernt; aber die Wiese bildet ein längliches Viereck, so daß man, selbst in der Mitte stehend, nie weit genug von dem Wege entfernt ist, um nicht beobachtet zu werden.

Die Nachgrabungen haben indeß noch zu keiner Entdeckung geführt, und nach der sauren Arbeit hat der Banquier noch den Verdruß, Horace auf seine Kosten lachen zu hören. Der letztere ruft ihm dann wohl höhnend zu:

»Das nächste Mal werden wir vielleicht mehr Glück haben.«

Wenn Bouffi nicht in Montagny ist — und Jacquet erfährt es leicht von dem Nachbargärtner — so wagt Virginie wohl einen Spaziergang auf die Wiese; sie setzt sich dann ins Gras und pflückt Klatschrosen, die hier im Ueberfluß wachsen und noch spät blühen. Horace begleitet seine Schwester zuweilen, allein er ist nicht mehr so heiter, er seufzt oft über die Erfolglosigkeit seiner Nachgrabungen, denn in Abwesenheit des Banquiers begibt er sich oft mit seiner Haue auf die Wiese.

Die schöne Hortense geht wenig aus, wenn ihr Gemal nicht in Montagny ist; aber sie bekommt oft Besuche, und Grébois ist einer ihrer ersten Hausfreunde.

Madame Rennecart fühlt sich sehr glücklich in dem Sykomorenhause; Virginie gefällt sich hier auch, sie bedauert nur, daß ihr Bräutigam sie nicht öfter besucht; aber Bouffi bringt seinen Neffen selten mit. Um die Geliebte zu sehen, kommt Oswald zuweilen heimlich nach der Abreise seines Oheims, und während seines Aufenthaltes in der Villa geht er nicht aus, um von dem Banquier oder dessen Dienstleuten nicht bemerkt zu werden.

Horace ist nur einmal mit seiner Schwester nach Paris gefahren. Während Virginie bei ihrer Weißwaarenhändlerin ist und ihre Arbeit abliefert, begibt sich Horace vor Allem zu Duvalloir, um ihm in seinem und seiner Angehörigen Namen zu danken. Aber Duvalloir ist nicht zu Hause, man weiß nicht, wann er wiederkommen wird, und Horace entfernt sich, nachdem er seinen Namen genannt, mit großem Bedauern, den vortrefflichen Mann, dem er so

viel verdankt, nicht gesehen zu haben. Bevor er Virginie abholt, sagt er, ohne Zweck und Ziel durch das Straßengewühl gehend, zu sich:

»Meine Schwester erwartet mich noch nicht. Da ich einmal in Paris bin, kann ich Madame Huberty besuchen, sie hat mir vielleicht einen Auftrag zu geben. Hat sie mir doch die Versicherung gegeben, daß sie mich fortan als ihren Bruder betrachte. Und es ist ja ganz natürlich, daß sich ein Bruder nach dem Befinden seiner Schwester erkundigt. — Ach! die brüderliche Liebe wird mir recht schwer!«

Horace verdoppelt seine Schritte und ist bald vor dem Hause, in welchem einst seine Tante wohnte. Er geht rasch über die Hausflur, eilt die Treppen hinauf, und wirft zwei Sprößlinge des Herrn Makkabäus fast zu Boden. Im vierten Stocke zieht er ungeduldig und gleichwohl mit einiger Aengstlichkeit die Thürglocke. Endlich hört er schwere, schleppende Fußtritte.

»Sie scheint einen Dienstboten genommen zu haben,« denkt Horace, »denn sie geht nicht so.«

Die Thür thut sich auf und ein altes Weib erscheint; ein dummdreistes, unfreundliches Gesicht mit schiefgezogenem Munde, dessen Worte so trocken sind wie die ganze Person.

»Ist Madame Huberty zu Hause?« fragt Horace, der eine Köchin oder Aufwärterin vor sich zu haben glaubt.

Die Alte wirft sich in die Brust, sieht ihn an, als ob sie ihm die Augen auskratzen wollte, und antwortet:

»Madame Huberty? Wer ist das? Was kümmert's mich, ob sie zu Hause ist oder nicht! Ich bin zu Hause, wie Sie sehen, und damit Basta! Ich gehe nicht an die Thüren, um zu fragen, ob andere Leute zu Hause sind.«

»Entschuldigen Sie,« erwiedert Horace, »wir verstehen uns nicht. Ich frage nach Madame Huberty, weil diese Dame hier gewohnt hat. Sie wohnte hier noch vor einem Monate. Wohnt sie nicht mehr hier?«

»Sie sehen ja, daß es meine Wohnung ist.«

»Sie sind also erst vor Kurzem eingezogen?«

»Vor vierzehn Tagen, und ich werde auch nicht lange bleiben. Ich würde gar nicht eingezogen sein, wenn ich gewußt hätte, was für ein Spectakel hier im Hause gemacht wird. Den ganzen Tag hört man eine Clarinette und einen Papagei. Es ist eine wahre Katzenmusik! Und die kleinen Fratzen, die immer auf der Treppe liegen ...«

»Können Sie mir sagen, wo Madame Huberty wohnt?«

»Halten Sie mich denn für die Hausmeisterin? Sehe ich etwa so aus? Ist es etwa meine Schuldigkeit, über meine Vorgänger Auskunft zu geben? Schönen Dank, das fehlte noch! Was denken Sie denn, daß Sie an meine Thür kommen und mich stören, um Adressen zu erfahren! Gehen Sie weiter!«

Die Alte schlägt zornig ihre Thür zu, und Horace ruft ihr nach:

»Sie sind eine alte Meerkatze!«

Aber aus diesem Wortwechsel hat er nicht erfahren, wo die hübsche, kleine Dame jetzt wohnt. Er geht eine Treppe hinunter und findet die spielenden Kinder. Jonas lacht ihm, wie gewöhnlich, ins Gesicht. Horace klopft ihn auf die Schulter und fragt:

»Angelst Du noch Würste?«

Der Knabe steckt die Zunge aus und antwortet:

»Das geht Sie nichts an.«

»Sei artig, mein Junge. Ich habe Chocolade bei mir; ich gebe Dir davon, wenn Du mir gut antwortest.«

»Wo ist die Chocolade?«

»Hier . . . sieh nur.«

»Geben Sie mir . . .«

»Nur Geduld. Die kleine Dame im vierten Stock ist also vor Kurzem ausgezogen?«

»Madame Putiphar?«

»Nein, die junge, hübsche Dame . . . Madame Huberty.«

»Ja, sie hat ihr Bündel geschnürt.«

»Weißt Du ihre Adresse?«

»Nein, ich bin ja kein Briefträger.«

»Wer ist nach meiner Tante eingezogen?«

»Meine Tante handelt mit Brillen und Hühneraugenpflaster . . . im Temple.«

»Ich meine nicht deine Tante, sondern die meinige, die hier unten im zweiten Stock wohnte.«

»Da wohnt jetzt Madame Barbaroux; sie will nicht, daß ich auf der Treppe esse, aber ich drehe ihr eine Nase.«

»Ich sehe, daß diese Dame die Aufsicht über das Haus hat, ich will zu ihr gehen. Ich danke Dir, kleiner Jonas. Da ist Chocolade für Dich, deinen Bruder und deine Schwester.«

»Nein, ich behalte Alles für mich!«

»Das ist nicht brüderlich, aber sehr pfiffig.«

Horace schellt im zweiten Stock. Eine Frau von reifem Alter, aber dick und blühend, kokett aufgeputzt und

geziert in ihrem ganzen Wesen, erscheint in der Thür, lächelt mit zugespitztem Munde und macht einen Knix.

»Entschuldigen Sie, Madame, daß ich störe,« sagt Horace; »ich habe Sie nur um eine Auskunft zu bitten.«

»Treten Sie gefälligst näher, mein Herr.«

»Es ist nicht nothwendig, Madame, ich wünsche nur zu wissen . . .«

»Ich bitte, kommen Sie doch herein.«

»Ich wollte mich nur erkundigen . . .«

»Sie würden mich beleidigen, wenn Sie draußen bleiben.«

»Die Dame scheint sehr gastfrei zu sein!« denkt Horace, der sich endlich entschließt, in die wohlbekannte Wohnung zu treten und den dargebotenen Sessel anzunehmen. Dann bringt er sogleich den Zweck seines Besuches zur Sprache:

»Meine Tante hat früher die Aufsicht über dieses Haus geführt; Sie sind wahrscheinlich ihre Nachfolgerin?«

»So, es war Ihre Frau Tante? Legen Sie doch Ihren Hut ab.«

»Es ist nicht nothwendig, er belästigt mich nicht, Madame.«

»Ja, mein Herr, ich bin die Hauptpartei im Hause . . . das heißt, ich habe die Aufsicht, denn Herr Boussi, der Hauseigenthümer, will Alles selbst unter seiner Leitung haben. — Aber Ihr Hut belästigt Sie . . .«

Horace macht eine ungeduldige Bewegung und hält seinen Hut, den ihm die Dame abnehmen will, mit Gewalt fest.

»Madame,« erwiderte er, »ich habe große Eile, die

Eisenbahn wartet nicht. — Sie hatten hier im vierten Stocke eine junge Dame, Namens Huberty; können Sie mir ihre neue Adresse geben? Sie scheint ganz plötzlich und vor Ablauf des Quartals ausgezogen zu sein ...«

»O ja, sehr plötzlich. — Sie können ihn ja auf diesen Stuhl stellen, er ist unbesetzt.«

»Ich bitte Sie, Madame, antworten Sie, und kümmern Sie sich nicht mehr um meinen Hut. Madame Huberty ...?«

»Sie hat mir ihren ganzen Miethzins gezahlt, ich hatte nichts mehr zu fordern; überdies ist die Wohnung sogleich vermiethet worden. Die Dame ließ einen Tapezierer kommen, verkaufte alle ihre Möbel und ging fort.«

»Ohne zu sagen, wohin?«

»Sie hat gar nichts gesagt. — Es ist mir wirklich höchst unangenehm, daß Sie Ihren Hut nicht ablegen wollen.«

Horace hört nun nicht mehr auf das Geschwätz, er steht auf, verneigt sich, entschuldigt sich mit einigen Worten und eilt davon; er findet, daß manche Personen mit ihrer zudringlichen Höflichkeit eben so unleidlich sind, wie andere mit ihrer Grobheit.

»Sie ist fort! Und ich weiß nicht, wo sie zu finden ist, ich werde sie vielleicht nie wieder sehen!« sagt Horace zu sich, während er sich zu seiner Schwester begibt. »Es ist nicht schön von ihr ... sich vor mir, den sie als Bruder lieben wollte, zu verbergen! Vermuthlich weil Duvalloir sie nicht sehen, nicht anhören wollte. Als ob es meine Schuld wäre! — O die Weiber! Alle Freude, aller Aerger kommt von ihnen; sie machen die Männer unglücklich,

denen sie ihre Liebe schenken, und wissen auch ihre sogenannten Freunde zu quälen!«

Die Geschwister kehren nach Montagny in ihre elegante Wohnung zurück. Sie würden so glücklich sein, wenn sie im Herzen nicht geheime Wünsche hegten. Aber das Herz ist fast immer die verwundbare Stelle.

An einem schönen Augustmorgen erscheint plötzlich ein Herr mit einem breitgeränderten Hut und gebückter Haltung, als ob er sein Gesicht nicht sehen lassen wollte, in dem Salon, wo Madame Rennecart mit ihrer Nichte arbeitete, während Horace die Tasten des Piano's beweglich zu machen suchte.

»Herr Duvalloir!« sagt Horace freudig überrascht und dem Eintretenden entgegeneilend, während Tante und Nichte, welche den Hausherrn nicht kennen, aufstehen und ehrerbietig grüßen.

»Sie bereiten uns eine angenehme Ueberraschung, Herr Duvalloir,« fügt Horace hinzu.

Duvalloir begrüßt die Damen und sagt zu ihnen:

»Lassen Sie sich durch meine Anwesenheit nicht stören, meine Damen. Ich bitte Sie, fahren Sie in Ihrer Beschäftigung fort.«

»Endlich wird mir und meiner Nichte das Glück zu Theil, Sie zu sehen,« erwiedert aber Madame Rennecart; »Sie werden uns erlauben, Ihnen für die gastliche Aufnahme, die wir in diesem schönen Hause gefunden, unsern Dank abzustatten. Sie beschämen uns wirklich durch Ihre Güte ...«

»Genug, Madame. Ich bitte Sie, nichts davon zu erwähnen; Sie könnten sonst glauben, ich sei hierher ge-

kommen, um unverdientes Lob von Ihnen zu holen. Sie erweisen mir eine Gefälligkeit, daß Sie in diesem Hause wohnen. — Sehen Sie nur, Ihr Neffe nimmt sich bereits dieses Instrumentes an, welches in einem traurigen Zustande gewesen sein muß. — Sind Sie mit dem Gärtner und seiner Frau zufrieden, meine Damen? Sind die Leute so gefällig und zuvorkommend, wie ich ihnen aufgetragen?«

»Ja wohl, es sind sehr gute Leute, die alles Lob verdienen.«

»Das freut mich sehr.«

»Sie werden doch einige Zeit hier bleiben, Herr Duvalloir?« fragt Horace.

»Nein, lieber Freund, ich will mich nur ein bischen ausruhen, in einer Stunde reise ich wieder ab.«

»Wie! in dieser schönen Jahreszeit wollen Sie uns so schnell wieder verlassen! Wir würden Alles aufbieten, um Ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Ich würde Billard mit Ihnen spielen, meine Schwester würde singen; sie ist zwar nicht musikalisch, aber sie hat eine hübsche Stimme. Meine Tante würde eine Partie mit Ihnen machen, wenn Sie ein Freund vom Kartenspiel sind.«

»Ich bin überzeugt,« antwortet Duvalloir lächelnd, »daß ich mich bei Ihnen und Ihren Angehörigen nicht langweilen würde; aber ich kann nicht hier bleiben. Diese Wohnung, die Ihnen so sehr gefällt, weckt in mir zu peinliche Erinnerungen. Ich bin hier recht glücklich gewesen, aber dieses Glück habe ich leider zu theuer bezahlt. In diesem Salon fühle ich eine Beklemmung, eine Herzensangst . . . der Anblick dieses Instruments ist mir uner-

träglich. — Horace, wollen Sie mit mir einen Gang durch den Garten machen? Ich muß in die freie Luft . . .«

»Ich stehe zu Diensten, Herr Duvalloir.«

»Wollen Sie nicht vorher eine Erfrischung nehmen?«

»Ich danke Ihnen, Madame, ich fühle nicht das Bedürfniß. — Ich will mich Ihnen empfehlen, denn wahrscheinlich werde ich Sie nicht mehr sehen.«

»Wie! Herr Duvalloir, Sie wollen so schnell wieder abreisen?«

»Und ich bitte Sie nochmals, Madame, betrachten Sie diese Wohnung als Ihr Eigenthum; verfügen Sie über Alles, schalten und walten Sie, wie es Ihnen beliebt, Sie thun mir damit einen großen Gefallen . . .«

Duvalloir verneigt sich sehr höflich gegen Madame Rennecart und Virginie; dann entfernt er sich mit Horace, der im Vorbeigehen zu seiner Schwester sagt:

»Da stehst Du wie ein Gänschen! Weißt Du denn Herrn Duvalloir gar nichts zu sagen?«

»O nein, Bruder . . . ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagen soll. Sage Du ihm's nur in meinem Namen.«

Duvalloir geht sogleich in den Garten, wo er von Jacquet und Jeannette ehrerbietig begrüßt und um seine Befehle befragt wird.

»Ich habe Ihnen keinen andern Befehl zu geben, als daß Sie Herrn Horace Bermont als zweiten Gebieter betrachten und ihn sammt seinen Angehörigen immer gut bedienen.«

»Und wenn Jemand das Haus sehen will?«

»Wer soll denn kommen, es ist ja keine Tafel mehr ausgehängt. Wenn übrigens neugierige Menschen, die hier

sonst nichts zu thun haben, diese Besitzung zu sehen wünschen, so verweigern Sie ihnen den Einlaß.«

»Sehr wohl, Herr Duvalloir.«

Und der Gärtner flüstert seiner Frau zu:

»Siehst Du wohl, daß der junge Herr das Haus gekauft hat! Er will es nicht gestehen. Aber da es nicht zu verkaufen ist, muß er's wohl gekauft haben.«

Duvalloir wendet sich dem kleinen Park zu. Er geht langsam und scheint in Gedanken vertieft. Von Zeit zu Zeit seufzt er tief auf und sieht sich um. Horace, der an seiner Seite geht, macht fruchtlose Versuche, ihn zu zerstreuen und ein Gespräch anzuknüpfen. Duvalloir scheint es nicht zu hören, denn er antwortet ihm nicht. Endlich bleibt er vor dem kleinen Kiosk mitten im Park stehen, drückt sein Schnupftuch auf die Augen, sinkt auf eine Rasenbank und sagt, wie mit sich selbst redend.

»Ach! der Anblick dieser Gegenstände ist zu peinlich. Ich werde nie stark genug sein, zu vergessen, meine Erinnerungen zu verbannen.«

»Sie sind leidend,« sagt Horace, sich ebenfalls auf die Bank setzend, »und ich kann nichts thun, um Ihren Schmerz zu mildern. Das thut mir unendlich leid.«

»Verzeihen Sie, mein junger Freund,« erwiedert Duvalloir mit einem warmen Händedruck. »Verzeihen Sie, ich weiß mich nicht zu beherrschen; Sie müssen mich für einen höchst langweiligen Gesellschafter halten.«

»Lieber Herr Duvalloir, wie können Sie das von mir denken!«

»Ich wollte indeß mit Ihnen sprechen . . . ich hatte Ihnen etwas zu sagen . . . Sie um etwas zu fragen.«

»Lassen Sie hören, Sie werden einen willigen Zuhörer an mir finden.«

Duvalloir zögert, man sieht, daß er nicht weiß, wie er den Gegenstand, den er auf dem Herzen hat, zur Sprache bringen soll; endlich beginnt er:

»Das letzte Mal, als Sie mich besuchten, brachten Sie mir einen Brief von . . .«

»Von Madame Huberty, ja wohl.«

»Madame Huberty, ganz recht. Diesen Namen führt sie jetzt . . .«

»Hat sie auch noch einen andern?« fragt Horace.

Duvalloir antwortet ihm nichts; nach einem kurzen Stillschweigen fährt er fort:

»Als Sie mich verließen, begaben Sie sich wahrscheinlich zu . . . dieser Dame, um ihr von dem Erfolg Ihrer Botschaft Bericht zu erstatten, ihr meine Antwort auf ihr Ansuchen zu überbringen?«

»Ja, ich ging sogleich zu ihr, als ich Sie verließ; sie hatte mich sehr dringend darum gebeten.«

»Und was sagte sie, als sie erfuhr, daß ich die von ihr gewünschte Unterredung ablehnte?«

»Anfangs sagte sie gar nichts, sie brach in Thränen aus. Sie schien so schmerzlich ergriffen, so traurig . . . wenn Sie sie damals gesehen hätten, so würden Sie sich gewiß nicht geweigert haben, sie anzuhören. Ich sagte ihr Alles genau so wieder, wie Sie es gesprochen hatten, ich erklärte ihr, daß Sie sie nie wieder sehen wollten. Nie! hatten Sie ausdrücklich gesagt. — Nicht wahr, ich habe recht gethan?«

»Allerdings, ich hatte es Ihnen ja gesagt ... Und dann brach sie in Thränen aus?«

»O, sie hat viel geweint.«

»Und weiter sagte sie nichts zu Ihnen?«

»Sie dankte mir für meine Bemühung und fügte hinzu, Sie wären zu gerecht und billig denkend, als daß Sie mir ob dieser Bestellung zürnen könnten ...«

»Warum sollte ich Ihnen denn zürnen? ... Sonst hat sie Ihnen nichts gesagt?«

»Nein, Herr Duvalloir. Die Dame dankte mir nochmals und entließ mich. Ich ging fort.«

»Haben Sie sie seitdem wieder gesehen?«

»Als ich vor einigen Tagen mit meiner Schwester nach Paris fuhr, ging ich in das Haus, wo meine Tante gewohnt hat. Ich wünschte zu wissen, wie es der Dame gehe, sie war ja so tief betrübt gewesen, als ich Paris verlassen hatte, daß ich für ihre Gesundheit fürchtete; ich glaubte mich daher nach ihrem Befinden erkundigen zu müssen. — O, einen Brief an Sie, Herr Duvalloir, würde ich nicht wieder genommen haben; denn ich erinnerte mich wohl, daß Sie mir's verboten hatten ...«

»Wirklich! Sie glauben, daß ich's Ihnen verboten?«

»Allerdings, Sie ersuchten mich sogar dringend, nie wieder von der Dame mit Ihnen zu sprechen.«

»Ja, ich erinnere mich ... man sagt so etwas im ersten Augenblicke ... Und Sie haben sie wieder gesehen?«

»Nein, sie wohnt nicht mehr im Hause; sie ist plötzlich ausgezogen, ohne zu sagen, wohin sie gehe. Es war mir daher nicht möglich, zu erfahren, was aus ihr geworden ist.«

»So! Sie ist fort? Und man weiß nicht, wo sie ist?«

Duvalloir läßt den Kopf sinken und starrt eine Weile schweigend vor sich hin; endlich fügt er halblaut hinzu:

»Dann werden Sie wahrscheinlich nichts mehr von ihr hören... Niemand wird mit Ihnen mehr von ihr sprechen. Ach, es ist so besser!«

Diese letzten Worte sind von einem tiefen Seufzer begleitet, als ob er's nicht wirklich so meinte. Horace, der in Duvalloir's Herzen zu lesen glaubt, sagt zu ihm:

»Aber wenn ich die Dame zufällig wieder sähe, wenn sie vielleicht in diese Gegend käme, welche sie bereits kennt, wie sie mir gesagt hat — soll ich dann zu ermitteln suchen, wo sie jetzt wohnt? Und soll ich es Ihnen sagen, wenn sie mir's anvertraut?«

Duvalloir zögert mit der Antwort, dann erwiedert er ausweichend:

»O sie wird nicht hieher kommen... Sie werden sie nicht wieder sehen. — Ich will fort, nach Paris zurück.«

»So geschwind?«

»Ja. Der Anblick dieses Parks, dieses Gartens, dieses Hauses macht mich zu unglücklich.«

»Wollen Sie mir erlauben, Sie bis zur Eisenbahn zu begleiten?«

»Ich bin nicht auf der Eisenbahn, sondern in meinem Cabriolet gekommen; ich habe es mit meinem Diener unweit Ermenonville zurückgelassen. Es wird mir sehr angenehm sein, wenn Sie mich bis dahin begleiten wollen.«

»Ob ich es will! Mit dem größten Vergnügen.«

Duvalloir geht nicht wieder am Hause vorüber, sondern wendet sich zu einer kleinen Pforte, durch welche man

aus dem Park auf den an der Klatschrosenwiese vorbeiführenden Weg tritt. Aber als er diese Pforte eben öffnen will, erblaßt er und tritt zurück.

»Nein,« stammelt er, »diesen Weg will ich nicht gehen!«

»Auch eine traurige Erinnerung, Herr Duvalloir?« sagt Horace, der die tiefe Aufregung seines Begleiters bemerkt.

»Ja, eine sehr traurige Erinnerung ... noch viel schmerzlicher als die andern.«

»Fassen Sie Muth!« mahnt Horace und öffnet selbst die Parkpforte. Die beiden Freunde treten aus dem Park und befinden sich vor der Wiese. Horace will über dieselbe gehen, aber Duvalloir weigert sich.

»Nein,« sagt er, »ich gehe nicht hinüber. Wir wollen lieber auf diesem Wege bleiben.«

»Aber nach Ermenonville ist es viel näher, über diese Wiese zu gehen,« entgegnet Horace. »Fürchten Sie etwa, Herrn Bouffi zu erzürnen? Wir gehen den betretenen Fußweg.«

»Nein, dies ist nicht der Grund ... ich will nicht über die Wiese gehen.«

»Wie Sie wollen, Herr Duvalloir; ich gehe mit Ihnen, wo Sie zu gehen wünschen. — Aber sehen Sie, wie die Luzerne zerstört, wie die Erde an verschiedenen Stellen der Wiese aufgewühlt ist.«

»Es ist wahr; woher kommt das?«

»Herr Bouffi hat's mit seinem Spaten gethan.«

»So! er gräbt auf dieser Wiese? in welcher Absicht?«

»Ich will's Ihnen sagen, Herr Duvalloir; denn ich

darf vor Ihnen, unserm Wohlthäter, kein Geheimniß haben. Sie müssen wissen, daß mein Vater den sonderbaren Einfall hatte, auf unserer Wiese einen Schatz zu verbergen . . .«

»Einen Schatz?«

»Wenigstens hat er's zu meiner Tante gesagt. — »Ein Schatz für seinen Sohn,« das sind seine eigenen Worte. Aber leider ist er fast plötzlich gestorben und so wissen wir nicht, in welchem Theile dieses Grundstückes der Schatz vergraben worden ist. Nachher wurde uns diese Besitzung genommen, gerichtlich verkauft; wie hätten wir da suchen können? — Aber meine Tante hatte dem Neffen des Banquiers gesprächsweise diese Geschichte erzählt. Sie kennen ihn ja, den jungen Oswald, der mit meiner Schwester verlobt ist. Zum Unglück hat Oswald die Sache seinem Oheim wieder erzählt; er ahnte nicht, daß dieser einen Werth darauf legen werde. Doch er irrte sich; sobald Herr Boussi das Vorhandensein des Schatzes erfuhr, faßte er den Entschluß, unsere vormalige Besitzung zu kaufen. Das Gut war nicht zum Verkauf ausgeboten, aber wenn man einen hohen Preis zahlt, kann man Alles haben, was man will. Und als er sich mit seiner Gesellschaft hierher begab, hatte er keineswegs die Absicht, Ihr Haus zu kaufen, es lag ihm gar nichts daran; sein Zweck war der Ankauf der Wiese, und er hat ihn erreicht.«

»Das ist wirklich sonderbar. Dieses ungestüme Verlangen, in den Besitz eines gar nicht zum Verkauf ausgebotenen Landguts zu kommen, scheint Ihre Vermuthungen zu bestätigen.«

»Als ich diese elenden Umtriebe Boussi's erfuhr,

zeigte ich ihm an, daß ich in seinem Bureau nicht mehr bleiben wollte; aber ich habe ihm nicht verhehlt, daß ich seine Absichten kenne, und erklärte ihm zugleich, daß ich eben so früh wie er in diesem Dorfe eintreffen und ihm wie sein Schatten folgen würde; daß er die Wiese nie betreten werde, ohne mich vor oder hinter sich zu sehen. — Ich habe Wort gehalten, und daß ich's konnte, habe ich hauptsächlich Ihrer Güte zu danken, Herr Duvalloir. Wir haben in Ihrem Hause eine gastliche Aufnahme gefunden, und ich kann aus dem von mir gewählten Zimmer Alles sehen, was auf der Wiese vorgeht. Sobald der Tag anbricht, bin ich auf meinem Posten, und wenn Herr Boussi in seinem Landhause ist, erscheint er früh Morgens mit einem Spaten und fängt an zu graben, in der Erwartung, den Schatz zu finden, den mein Vater für mich auf der Wiese verborgen hat. Aber ich erscheine ebenfalls auf dem Fußpfade oder auf einem Seitenwege und wenn er etwas fände . . . glauben Sie mir, er müßte mir meinen Antheil geben!«

»Und der Banquier hat bis jetzt noch nichts entdeckt?«

»Nein, bis jetzt noch nicht. Das Grundstück ist einundzwanzig Morgen groß, da kann er vielleicht lange graben, bis er die rechte Stelle trifft, zumal da er keine Hilfe nehmen kann; denn er würde sich wohl hüten, Jemand ins Vertrauen zu ziehen. Aber Sie können denken, wie groß sein Zorn war, als er erfuhr, daß ich auf Ihrem Landgute, in seiner nächsten Nachbarschaft wohne und Alles sehen kann, was er thut. Das wird er Ihnen nie verzeihen.«

»Es freut mich um so mehr, daß ich mein Landhaus zu Ihrer Verfügung gestellt habe. Ich habe die Capitalien, die ich Herrn Bouffi anvertraut, wieder zurückgenommen, ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben.«

»Sie thun sehr wohl daran, Herr Duvalloir, denn er ist nicht ehrlich. Ich habe triftige Gründe zu dieser Behauptung. Und wenn ich einst Beweise seiner Unredlichkeit bekommen könnte, würde ich ohne alle Schonung gegen ihn auftreten.«

»Sie sagten, der Neffe des Banquiers sei mit Ihrer Schwester verlobt; warum heiraten denn die jungen Leute nicht?«

»Es ist mein sehnlicher Wunsch; aber so lange als ich den Schatz nicht gefunden habe, kann ich meiner Schwester keine Ausstattung geben. Oswald hat auch kein Vermögen ... wie ihm wenigstens sein Oheim gesagt hat.«

»Ich sehe dort mein Cabriolet. Leben Sie wohl, lieber Freund. Ich wünsche von Herzen, daß Sie Ihren Schatz finden mögen, aber es scheint mir sehr zweifelhaft.«

»O, ich habe immer noch Hoffnung. — Adieu, Herr Duvalloir. Sagen Sie ... wenn ich etwa die junge Dame wieder sehe ... soll ich's Ihnen anzeigen?«

Duvalloir antwortet nicht; aber ehe er sich entfernt, drückt er seinem jungen Freunde mit Wärme die Hand.

»Er hat mir nicht geantwortet,« sagt Horace zu sich, »aber ich habe seine Gedanken errathen.«

Drittes Capitel.

Madame Duvalloir.

Horace hatte von Duvalloir Abschied genommen und begab sich zum Sykomorenhause zurück. Er beeilte sich nicht, weil er wußte, daß Bouffi nicht in seinem Landhause war, und folglich hatte er nicht zu fürchten, daß der Banquier ohne ihn auf die Wiese gehen und nachgraben werde.

Als er in die Nähe des Dorfes kommt, begegnet ihm ein Einwohner von Montagny, der ihn anredet:

»Guten Morgen, Herr Bermont. Befinden Sie sich wohl?«

»O ja, ich danke Ihnen, Papa Jerome.«

»Ich sah Sie vorhin mit einem Herrn vorbeigehen, war das nicht Herr Duvalloir?«

»Ja wohl.«

»Ich dachte auch: das ist ja der Eigenthümer des schönen Landgutes, wo Sie jetzt wohnen.«

»Sie kennen also Herrn Duvalloir?«

»Das versteht sich; als er in seinem Hause wohnte, haben wir ihn oft gesehen, denn er pflegte mit seiner Frau Abends an meinem Rosenfelde vorbeizugehen.«

»Mit seiner Frau! Ist er denn verheiratet?«

»Allerdings. Sie kennen ihn, und wußten nicht, daß er verheiratet ist?«

»Nein, ich habe ihn immer allein gesehen, und er hat mir nie etwas von seiner Frau gesagt.«

»Nun, seine Frau ist vielleicht gestorben und er ist Witwer.«

Horace sinnt nach, ein Gedanke durchzuckt ihn plötzlich und er fragt den alten Bauer:

»Haben Sie auch Herrn Duvalloir's Frau gekannt?«

»Ich sage Ihnen ja, daß ich sie oft Arm in Arm spazieren sah. Damals waren sie wie zwei Turteltauben; man sah es ihnen an, daß sie glücklich waren. Herr Duvalloir zumal, er verschlang seine Frau mit den Augen. Aber später wurde es anders; er ging allein umher, der arme Herr, und sah ganz traurig aus. Dann gingen sie fort von hier, und man hat sie nicht mehr gesehen.«

»Wie sah Madame Duvalloir aus? Beschreiben Sie sie mir genau.«

»Nun, es war ein hübsches Weibchen, nicht groß, aber sehr schön gewachsen ...«

»Wie alt war sie?«

»O, sie war mindestens zehn Jahre jünger als ihr Mann.«

»Blond oder braun?«

»Braun! sie hat ganz schwarzes Haar, und Augen ... ich weiß nicht mehr von welcher Farbe, aber schöne Augen. Die Nase nicht groß, die Zähne weiß, und da sie oft lachte, so konnte man sich ganz gemächlich über die schönen Zähne freuen.«

»Sie ist's! O ja, sie ist's!« denkt Horace.

Der Bauer fährt fort:

»Da Sie nicht wußten, daß Herr Duvalloir verheiratet war, so muß er jetzt von seiner Frau geschieden sein.«

»Das ist wahrscheinlich, Papa Jerome. — Haben

Sie nie erfahren, warum die beiden Leute so plötzlich von hier fortgegangen sind?«

»Nein; ich ging nie zu ihnen. Ich handle mit Gartenfrüchten, aber da sie genug auf ihrem Gute haben, so kauften sie nichts von mir. Der Gärtner kam selten ins Dorf. Aber Gervaise, die Frau des großen Guillot, ging zuweilen in das Sykomorenhaus und verkaufte Hasen, die sie aufzieht, wie sie sagt ... aber ich glaube, daß ihr Mann sie in der Schlinge fängt.«

»Nun, weiß die Gervaise etwas?«

»Sie wissen ja, die Weiber sind pfiffig; sie sehen Manches, was Unsereins nicht merkt. Die Gervaise hatte einen hübschen blonden jungen Herrn bemerkt, einen Pariser, der oft zu Herrn Duvalloir kam und zuweilen mehrere Wochen blieb. Und die Gervaise meinte, seitdem der hübsche Pariser komme, sei Herr Duvalloir nicht mehr so lustig und gehe seltener mit seiner Frau aus. Die bösen Zungen kamen nun in Bewegung; aber es war wohl nur eitles Geschwätz, man kann ja nicht Alles glauben, was die Leute plaudern.«

»Und was ist aus dem blonden Pariser geworden?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Als die Herrenleute fortzogen, ist er wahrscheinlich auch nicht wieder gekommen.«

»Ist es lange her?«

»Es werden jetzt vier Jahre. Es war im August, aber in den letzten Tagen des Monats, und wir sind erst im Anfange.«

»Haben Sie Madame Duvalloir seitdem hier wiedergesehen?«

»Nein, niemals.«

»Und den jungen Pariser?«

»Auch nicht. Heute sehe ich Herrn Duvalloir zum ersten Male wieder, und es hat mich gewundert. Darum sprach ich Sie an und fragte, ob ich recht gesehen.«

»Ja wohl, er war's.«

»Er scheint sich recht wohl zu befinden. Es freut mich, denn er ist ein braver Mann. — Auf Wiedersehen, Herr Bermont; nichts für ungut.«

»Es war mir ein Vergnügen. Auf Wiedersehen, Papa Jerome.«

Der Bauer entfernt sich. Horace denkt über die eben erhaltenen Berichte nach. Die Beschreibung, welche Jerome von Madame Duvalloir gemacht hat, paßt genau auf Madame Huberty; überdies glaubt er aus dem Zusammentreffen gewisser Umstände und aus manchen Aeußerungen Duvalloir's schließen zu können, daß die hübsche interessante Dame, welche in ihrer anspruchslosen Wohnung im vierten Stock so eingezogen lebt:, die Frau seines Freundes und Wohlthäters sei. Allem Anschein nach hat sie sich ein schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen, denn ihr Mann, der sie so innig geliebt, hat sich ja von ihr getrennt und will sie jetzt nicht mehr sehen, nichts mehr von ihr hören. Aber seine tiefe Trauer, die Thränen, die er vergossen, als er sich wieder an dem mit ihr bewohnten Orte befand, endlich die Fragen, die er an Horace gerichtet, alles dies beweist, daß er seine Frau noch liebt und daß er ihr Andenken nicht aus seinem Herzen zu verbannen vermag.

»Die beiden Eheleute muß ich mit einander versöh-

nen!« sagt Horace zu sich; »ich muß der lieben kleinen Frau Verzeihung erwirken. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß sie einen Fehltritt gemacht; aber die Männer fehlen auch und öfter und viel länger. Und wenn sie wirklich gefehlt hat, so bereut sie es mit bitteren Thränen, sie ist unglücklich, trostlos. Und er ist, trotz seiner Weigerung, sie zu sehen, ebenso unglücklich wie sie. Er grämt sich im Stillen, er lebt allein, flieht die Menschen ... und denkt unaufhörlich an sie. Wird er nicht hundertmal glücklicher sein, wenn er verzeiht? Ja, ja, wenn ich eine Aussöhnung zu Stande bringe, mache ich sie Beide glücklich; ich werde dadurch auch Gelegenheit haben, Duvalloir für seine Güte zu danken. Und die arme kleine Frau wird mich segnen. — Seitdem ich weiß, daß sie Duvalloir's Gattin ist, hat sich meine Liebe in Freundschaft, in wahre, uneigennützige Freundschaft verwandelt. Jetzt will ich schon ihr Bruder sein und sie wie meine Schwester lieben. Er wird, er muß ihr verzeihen! — Aber um sie wieder zu vereinigen, muß ich die arme Frau auffinden, und ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist. — Ach! Warum hat sie auch ihre Wohnung verlassen? Aber sie wird gewiß hierherkommen, sie wird dem Verlangen, dieses Landhaus wiederzusehen, nicht widerstehen können. Eine Ahnung sagt mir, daß sie kommen wird.«

Madame Rennecart und Virginie erwarten ungeduldig den nunmehrigen zweiten Herrn vom Hause, um zu erfahren, ob ihm Duvalloir eine vertrauliche Mittheilung gemacht oder einen Auftrag gegeben. Denn trotz den Zusicherungen, welche sie erhalten hatten, fürchteten sie immer, Duvalloir werde vielleicht seine Villa selbst bewohnen wol-

len, und dann würden sie natürlich eine andere Wohnung suchen müssen. Und die Zimmer, welche sie in diesem Landhause bewohnten, waren so schön, so elegant, so bequem, und boten ihnen so viele Genüsse, daß sie sich oft nicht enthalten konnten zu sagen:

»Ach Gott! Es wird uns recht weh thun, wenn wir alles dies verlassen müssen.«

Aber Horace beruhigt sie, und obschon er ihnen das entdeckte Geheimniß sorgfältig verschweigt, zeigt er so viel Vertrauen auf die Zukunft, daß Tante und Schwester dasselbe endlich theilen.

Im Laufe des Tages kommt Oswald zu seinen Freunden.

»Durch welchen glücklichen Zufall sieht man Dich in der Mitte des Tages und der Woche?« fragt ihn Horace. »Bist Du mit deinem Onkel gekommen?«

»Nein, ich bin allein gekommen, aber auf seinen Befehl. Ich habe eine Menge Sachen mitgebracht, auch ein Feuerwerk; ich fürchtete immer, es würde in meiner Tasche abbrennen.«

»Du hast ein Feuerwerk mitgebracht!« sagt Virginie; »ist's für unsere Hochzeit?«

»Ach! Liebe Virginie, ich wäre froh, aber leider sind wir noch nicht so weit. Mein Onkel wird ein großes Fest geben.«

»Wie! Herr Boussi gibt ein Fest! Aus welchem Anlaß?«

»Zur Feier des Helenentags, denn meine Tante heißt Helene Hortense. Und vermuthlich will mein Onkel diese Gelegenheit benützen, allen Bekannten sein neues Landgut zu zeigen. Er hat viele Leute eingeladen; es werden seine

Hauptclienten,. die großen Capitalisten, kommen, dann Burgrave's, Coquelet's, Grébois, Durchamp ...«

»Und natürlich auch der Busenfreund Floquart.«

»Nein, ich glaube nicht. Ich habe ihn auf der von meinem Onkel zusammengestellten Liste der Gäste nicht gesehen; ich glaube, daß sie vor einigen Tagen einen sehr heftigen Wortwechsel gehabt haben. Floquart war in dem Cabinet meines Oheims, er sprach sehr laut; ich habe nicht verstanden, was er sagte; aber als er fortging, rief er in's Cabinet zurück: »Ich sage Ihnen, Boussi, die Sache muß abgethan werden. Es wird mir langweilig, wegen solcher Kleinigkeiten immer hierher zu kommen, ich will eine runde Summe haben!«

»Mehr hast Du nicht gehört?«

»Nein, er ging fort, und ist seitdem nicht wiedergekommen.«

»Wann wird das prächtige Fest gegeben?«

»Am achtzehnten, am Helenentage ... also in sieben Tagen.«

»Und Du bleibst bis dahin bei uns?« fragt Virginie.

»Ach nein! Ich fahre morgen wieder nach Paris; aber ich glaube, daß ich bis zum Feste noch viele Bestellungen an meine Tante machen werde. Es sind viele Vorbereitungen zu treffen, denn das Fest soll drei Tage dauern und alle Gäste sollen in meines Onkels Landhause übernachten. Für die Männer soll ein Zelt im Garten aufgeschlagen werden.«

»Ei! Das wird ja ganz asiatisch. Oswald, wenn Du etwa bei deinem Onkel keinen Platz findest, so wollen wir

Dich beherbergen. Aber nur Dich! Du darfst keinen von Boussi's Gästen mitbringen.«

»O, das hast Du nicht zu fürchten. Ich werde Niemand mitbringen. Ich freue mich, wenn ich selbst kommen kann. Es soll getanzt werden, und ich soll drei Musikanten bestellen.«

»Die auch ein Nachtlager haben sollen?«

»Nein, sie werden den andern Morgen fortgehen. Der Ball soll den Beschluß machen. Am ersten Tage Concert und Spiele; am zweiten Feuerwerk; am dritten Ball: so lautet das Programm.«

»Wo soll denn das Feuerwerk abgebrannt werden? Vermuthlich auf der Wiese?«

»Das weiß ich nicht, es ist auch ziemlich gleichgiltig, man wird hier am Fenster Alles sehen können. Es ist hier viel schöner und geräumiger als drüben bei meinem Onkel; er hätte lieber dieses Landgut kaufen sollen.«

»Es lag ihm auch nichts an dem Hause, er hatte es auf die Wiese abgesehen.«

»Meine Tante, die dieses schöne Haus kennt, hat ihrem Manne schon Vorwürfe gemacht, daß er es nicht gekauft, Herr Duvalloir würde es ihm sehr billig gelassen haben.«

»Sie weiß also nichts von dem Schatze?«

»O ja, aber sie glaubt nicht daran, sie verhöhnt meinen Onkel, wenn sie ihn mit dem Spaten nach Hause kommen sieht; sie meint, er habe durch seine Schatzgräberei ein gutes Geschäft verscherzt. Mein Onkel geht daher immer heimlich auf die Wiese, und sagt seiner Frau nichts davon. Seitdem meine Tante erfahren hat, daß Du mit deiner Fa-

milie hier wohnst, ist sie noch verdrießlicher geworden, und sie hat ihrem Manne schon zu wiederholten Malen vorgeworfen: »Du bist Ursache, daß der junge Mensch, der dein Buchhalter war, ein viel schöneres Haus bewohnt, als das unsrige!«

»Die arme Dame! Es thut mir unendlich leid, daß ich ihr diesen Aerger bereite. Was würde sie erst sagen, wenn sie wüßte, daß mich der Gärtner durchaus als den Herrn vom Hause betrachten will.«

»Was, Horace, Du hast dieses schöne Landgut gekauft?«

»Ich sehe wohl, daß Du eben so dumm bist wie Jacquet. Wenn dieses Landgut mir gehörte, würde ich es auf der Stelle meiner Schwester als Morgengabe schenken, und Du würdest Dich damit begnügen, nicht wahr?«

Oswald küßt seiner Braut die Hand, und die beiden Liebenden erwiedern einstimmig:

»Wann soll denn die Hochzeit sein? Wir brauchen ja kein Haus, um glücklich zu sein.«

»Das ist wohl wahr, aber Ihr müßt doch alle Tage etwas zu essen haben. Die Liebe vertreibt den Appetit nicht, sie macht vielmehr Appetit, zumal, wenn sie erst den Standpunkt der Sehnsucht überwunden hat. Ihr müßt also warten, bis Ihr täglich mit Sicherheit auf einen gedeckten Tisch zählen könnt.«

»Immer warten ... das ist recht langweilig!«

»Ei, Kinder,« sagt Madame Rennecart, »man wartet und hofft im Grunde, so lange man lebt; denn kaum hat man etwas erreicht, so erwartet man wieder etwas Anderes. Speisen Sie heute mit uns, lieber Oswald?«

»Ja, ich will's wagen, ich will meiner Tante sagen, ich sei weit gegangen, um die Gegend zu sehen.«

»Bravo!« erwiedert Horace. »Ich will in den Keller gehen und zum ersten Male eine Flasche Champagner heraufholen ... wir wollen sie auf die Gesundheit unserer zukünftigen jungen Eheleute ausstechen.«

»Wie,« entgegnet Madame Rennecart, »von Herrn Duvalloir's Champagner!«

»Er hat mir's erlaubt, Tante. Ich kann ja hier thun, was ich will. Er wird mir deshalb nicht böse werden. Er ist mir sehr zugethan ... und in einiger Zeit werde ich mir noch größere Ansprüche auf seine Freundschaft erwerben.«

»Wie so?«

»Das ist mein Geheimniß, liebe Tante. — Heda! Jacquet, wir wollen in den Keller gehen.«

»Ich komme gleich; ich will nur ein Licht anzünden.«

»Lieber Jacquet, freuen Sie sich: Herr Coquelet wird mit seiner Frau zu Herrn Boussi kommen und einige Zeit da bleiben.«

»Herr Coculet! Ist das nicht der Tausendsasa, der meine Frau gekniffen hat?«

»Ja wohl.«

»Er mag nur wieder kommen! Wenn er meiner Jeannette zu nahe kommt, so gebe ich ihm einen Tritt, daß ihm die Lust vergehen soll, mir wieder in's Gehäge zu kommen.«

Viertes Capitel.

Erster Festtag.

Während der Zeit, die noch vor dem Feste verstreicht, wird Oswald, wie er gehofft, noch einige Male nach Montagny geschickt; die umfassenden Vorkehrungen, welche in Bouffi's Landhause zu dem dreitägigen Feste getroffen werden, machen die Mitwirkung des Neffen nothwendig. Die schöne Hortense denkt nur an den Putz, den sie anlegen wird, aber dies ist schon eine hochwichtige Angelegenheit, die viel zu thun macht, und Julie, die Kammerjungfer, überhäuft den armen Oswald mit Bestellungen an die Kleidermacherin, die Modistin, den Haarkünstler und den Parfumeur. Oswald hat daher kaum Zeit, seine Braut zu sehen; denn die Zofe, welche nicht immer Alles weiß und alle Schritte des Neffen, den sie nicht freundlich genug findet, scharf beobachtet, hat ihrer Dame haarklein erzählt, wo Oswald seine Zeit zubringt, sobald er aus dem Hause entwischt. Und als er sich wieder einfindet, sagt Madame Bouffi zu ihm:

»Sie kommen aus Duvalloir's Landhause?«

»Ja, Tante.«

»Der junge Bermont wohnt also noch da?«

»Ja, mit seiner Schwester und seiner Tante.«

»Wie kommt es denn, daß Herr Duvalloir diese Leute in sein Landhaus einquartirt hat?«

»Weil er ein guter Freund Bermont's ist und diese Leute sehr werth hält.«

»Er will also sein Landgut nicht mehr verkaufen? Man sagt, er habe die Aushängtafel wegnehmen lassen.«

»Das ist wahr, Tante, und der Gärtner hat Befehl, die Besitzung Niemanden mehr zu zeigen.«

»Aber Ihr Freund Bermont wird doch das Landhaus nicht kaufen? Er soll ja ganz arm sein.«

»Er besitzt allerdings nichts.«

»Und Sie haben sich in seine Schwester verliebt und sind so dumm, sie heiraten zu wollen?«

»Ja wohl, Tante.«

»Aber Ihr Oheim wird zu dieser Heirat nie seine Zustimmung geben. Und er hat vollkommen Recht, ich bin ganz mit ihm einverstanden. Wenn Sie das Mädchen ohne seine Einwilligung heiraten, so würde er seine Hand von Ihnen zurückziehen und nichts mehr für Sie thun.«

Oswald hätte Madame Boussi fragen können, ob sein Oheim denn wirklich so viel für ihn thue, wenn er ihn als Commis arbeiten lasse und ihm keine Besoldung gebe; aber er gab keine Antwort.

Horace, dem er dieses Gespräch mit seiner Tante wieder erzählte, tröstete ihn:

»Sei nur ruhig, ich weiß mehr als deine Tante glaubt; sie soll bald eine andere Sprache führen.«

* * *

Der Helenentag ist gekommen. Vormittags kommt der Banquier mit Oswald in seiner mit Schachteln und Packeten angefüllten Caleſche. Ein anderer Wagen folgt; die-

ser gehört dem kostbaren Hause »Chabot und Potelle« und enthält außer dem Material zu einigen feinen Mahlzeiten das zum Anrichten und Auftragen erforderliche Küchenpersonal. Horace macht sich das Vergnügen, an seinem Fenster der Ankunft des ganzen Trosses zuzusehen. Und dabei sagt er zu sich:

»Heute wird auf der Wiese nicht gegraben werden, der Banquier hat alle Hände voll zu thun. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er auch morgen und übermorgen nicht mit seinem Spaten erscheinen wird. Uebrigens werde ich auf meinem Posten sein.«

Gegen zwei Uhr Nachmittags kommen die ersten Gäste Bouffi's in Equipagen und Miethkutschen. Andere, die auf der Eisenbahn gefahren sind, haben das erste beste Fuhrwerk nach Montagny genommen. Einige haben sogar, durch das schöne Wetter und die reizende Gegend angelockt, den Weg von der Eisenbahnstation zu Fuß gemacht. Aber es ist sehr heiß, und die Fußgänger kommen sehr ermüdet und in Schweiß gebadet an.

Unter diesen sind Herr und Madame Burgrave. Letztere hat ihr Dienstmädchen bei sich, welches einige Hüte und Kleider trägt. Die dicke Blondine ist durch die dichten Wälder und die reizenden Umgebungen von Ermenonville angelockt worden. Bichonneau, der ebenfalls eine Einladung erhalten hat, befindet sich mit Burgrave's in einem Waggon. Der Tellerlecker, der seit einiger Zeit nicht so viel mehr abzulecken findet, wie er wünscht, hat den Entschluß gefaßt, der empfindsamen Rosalvina eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu bezeigen, um Zutritt in deren Speisezimmer zu bekommen. Bei einer abgeblühten

Kokette ist ein solches Mittel unfehlbar; Madame Burgrave, von Bichonneau's zärtlichen Blicken bezaubert, ist sogleich seiner Meinung, als er, um Geld zu ersparen, beim Aussteigen aus dem Waggon ausruft:

»Welch' eine herrliche Landschaft! Wie genußreich müßte ein Spaziergang sein! Es sollen nur drei Viertelstunden bis Montagny sein; ich werde den Weg zu Fuß machen, es ist viel angenehmer, als sich auf diesen Karren rütteln zu lassen.«

»Herr Bichonneau hat vollkommen Recht,« erwiedert Rosalvina. »Es ist ein herrlicher Spaziergang. Wir wollen den Weg zu Fuß machen, nicht wahr, Ernest?«

Ernest thut Alles was man von ihm verlangt, es ist der gutmüthigste Mensch von der Welt. Nur die Magd macht ein langes Gesicht, weil sie drei Schachteln zu schleppen hat. Aber Madame bürdet ihrem Gatten eine Schachtel auf, er soll sie am Stocke tragen. Dann nimmt sie den Arm Bichonneau's und lehnt sich so schwer darauf, daß dieser fast bedauert, keinen Wagen genommen zu haben, zumal da die Hitze groß ist und der Arm der Dame eine um mindestens drei Grade höhere Temperatur hat, als der Thermometer in der Sonne zeigt.

»Ach! es ist weit!« ächzt die Magd unaufhörlich. »Ach, wie heiß!«

Burgrave, der seinen Stock mit der daran hängenden Schachtel auf der Schulter trägt, antwortet stöhnend:

»Ja, es ist warm! Auf die Dauer sind die Schachteln schwerer als man glauben sollte.«

Bichonneau, dem der Schweiß von der Stirn rinnt,

weil sich die an seinem Arme hängende Dame fast schleppen läßt, sagt von Zeit zu Zeit:

»Wir könnten einen Augenblick ausruhen.«

»Sind Sie denn müde, Herr Bichonneau?« erwiedert Rosalvina erstaunt.

»Nein, schöne Dame,« antwortet Bichonneau; »ich bin gar nicht müde. Aber ich finde die Aussicht so hübsch, daß ich sie recht genießen möchte.«

Man steht still, das Dienstmädchen setzt sich ins Gras, Burgrave legt seinen Stock auf die andere Schulter, und Bichonneau schnaubt wie ein Stier; er versucht sich loszumachen; aber vergebens läßt er die Arme sinken, die Dame hält ihn fest.

»Wie kommt es denn, daß die Schachtel so schwer ist?« murrt Burgrave; »ich meinte, es wären nur Kleider darin.«

»O, es sind noch andere Sachen darin,« antwortet das Dienstmädchen: »Schminktöpfe, Flaschen mit wohlriechendem Wasser, Pomadebüchsen . . .«

»Es ist ja nicht darnach gefragt worden!« fällt ihr Rosalvina ins Wort und wirft dem Mädchen einen vernichtenden Blick zu.

Bichonneau aber wird gezwungen, sie weiter zu schleppen.

Endlich kommt die Gesellschaft an die Wiese; aber statt sich zu dem von Boussi gekauften Hause zu wenden, begibt sie sich zu der Villa Duvalloir. Denn der Banquier hat wohl gesagt, er habe die Klatschrosenwiese gekauft, aber Burgrave und seine Ehehälfte meinen, diese Wiese

gehöre zu dem eleganten Landhause, in welchem sie übernachtet haben.

Da das Gitterthor des Sykomorenhauses am Tage fast immer offen war, so kommt die Gesellschaft in den Hof und will in's Haus treten. Bichonneau, der noch nicht in Montagny gewesen ist, ruft freudig überrascht:

»Schönes Haus! Prächtige Besitzung! An diesen Spalieren muß delicates Obst wachsen.«

»Es ist von Allem im Ueberfluß,« fügt Rosalvina hinzu. »Als wir hier waren, gab es nur Kirschen und Stachelbeeren, aber jetzt müssen die Apricosen reif sein.«

»O, Apricosen sind meine Lieblingsfrucht, besonders wenn sie überreif sind!«

Bichonneau begleitet diese Worte mit einem Blick, der ihnen eine sehr deutliche Beziehung gibt, und Madame Burgrave gibt ihm mit dem Ellbogen einen Rippenstoß.

Aber als die Gesellschaft eben im Begriff ist, die zum Vorsaal führende kleine Freitreppe hinaufzugehen, wird sie von dem herbeieilenden Gärtner aufgehalten.

»Halt!« ruft ihnen Jacquet zu und schwingt drohend seinen Rechen. »Wo wollen Sie hin, wenn ich fragen darf? Sie sollten wenigstens fragen, ob's erlaubt ist.«

»Was! Wo wir hin wollen?« erwiedert Burgrave. »Wir sind ja Gäste ... wir sind zu dem Feste eingeladen.«

»Kennen Sie uns denn nicht mehr?« fügt Rosalvina hinzu; »wir sind ja schon hier gewesen und haben hier übernachtet.«

»O ja, ich kenne Sie wohl. Sie behaupteten, Madame, es wären Schlangen im Garten.«

»Ja wohl ... ich habe beinahe ...«

»Warum kommen Sie denn hierher?« unterbrach Jacquet. »Und noch dazu mit Schachteln! Glauben Sie etwa, wir würden Sie wieder über Nacht behalten? Nein, davon kann keine Rede sein, Lisette. — Schade, daß der Coculet nicht bei Ihnen ist, ich würde ihm mit meinem Rechen den Rücken bearbeitet haben.«

»Ein seltsamer Empfang!« murrt Bichonneau. »Es steht vielleicht so im Festprogramm.«

»Führen Sie uns zu Ihrem Herrn!« sagt Rosalvina gebieterisch; »wir wollen doch sehen, ob Herr Boussi Ihnen erlaubt, seine Gäste so zu empfangen ...«

»Herr Boussi!« erwiedert Jacquet höhnisch. »Ich habe hier keinen andern Herrn, als Herrn Horace Bermont und seine Tante und Schwester ... und sie geben kein Fest.«

»Was bedeutet das? Hat denn Herr Boussi de Nogent diese Besitzung nicht gekauft?«

Jacquet bricht in ein lautes Gelächter aus.

»Ha! ha! Sie glaubten, dieser Herr, dessen Magen hier schwachmatisch wurde, habe dieses Haus gekauft! Nein, er hat das Haus nebenan gekauft.«

»Ist es möglich! Dann ist's ein Irrthum, denn wir wollen zu ihm. — Aber ich begreife nicht, warum er nicht lieber dieses Haus gekauft hat, es ist ja schöner als das andere. — Kommen Sie, meine Herren!«

Das Dienstmädchen, welches sich auf eine Schachtel gesetzt hat, sagt verdrießlich:

»Was! Wir müssen noch weitergehen! Das fehlte noch.«

»O es ist nicht weit von hier,« tröstet Jacquet; »es ist das Nachbarhaus.«

Die Gesellschaft geht fort, ohne dem Gärtner zu danken; aber Bichonneau sagt leise zu Rosalvina:

»Der Gärtner sprach, wenn ich recht verstanden habe, von einem Cocu*).«

»Ja, ich habe es auch bemerkt.«

»Wen mag er damit gemeint haben?«

»Ich weiß nicht ... ich schwöre Ihnen, daß ich's nicht weiß! ... Ach! Warten Sie. Es waren Coquelet's bei uns, wahrscheinlich hat er den Namen gemeint.«

»Glauben Sie? Es ist schade!«

»Wie, es ist Schade? Warum denn?«

»Weil ich ... mir etwas Anderes dabei dachte.«

»Schweigen Sie! ... Sie sind ein Unhold! Wenn Burgrave das hörte, er würde mich mit seinem Revolver niederschießen.«

»Hat er denn einen bei sich?«

»Er hat einen gekauft, nimmt ihn aber nie mit.«

Man kommt vor das Haus, welches dem Banquier gehört. Das Gitterthor steht ebenfalls offen.

»Hier ist's recht,« sagt Burgrave.

»Weißt Du das gewiß, Ernest? Nimm Dich in Acht, es könnte wieder ein Gärtner mit dem Rechen kommen.«

»Ich sage Dir, daß wir hier am rechten Orte sind. Ich sehe dort schon Herrn Grangeville, der schon Bilboquet spielt.«

»Ja ... ich sehe wirklich mehrere Bekannte.«

*) Hahnrei.

Der Banquier kommt seinen Gästen entgegen und führt sie ins Haus. Madame Burgrave beginnt nach den ersten Begrüßungen:

»Wir kommen aus dem Landhause Duvalloir's, wir glaubten, Sie hätten jenes gekauft. Warum haben Sie denn dieses vorgezogen? Das andere scheint schöner und größer zu sein.«

»Madame,« antwortet Bouffi, der seinen Aerger hinter einer freundlichen Miene verbirgt, »mich dünkt, daß Sie noch nicht wissen können, ob diese Besitzung nicht eben so viel werth ist wie die andere, denn Sie kommen eben an und kennen sie nicht.«

»O, das ist egal, man sieht's sogleich. Der Eintritt ist dort viel schöner, und drüben der Salon ist zweimal größer als hier.«

»Eine unausstehliche Gans!« flüstert der Banquier seinem Freunde Gréboïs zu.

»Dagegen,« fügt Bichonneau hinzu, »dagegen ist der Gärtner nebenan sehr unhöflich. Er kam mit drohend erhobenem Rechen auf uns zu ... ich glaubte, er wolle uns damit abkratzen.«

Madame Bouffi lacht laut auf.

»Sie werden wohl keine Lust haben, in das andere Haus zu gehen,« erwiedert der Banquier, der sich zu Bichonneau neigt und ihm ins Ohr flüstert: »Lieber Freund, besuchen Sie meinen Garten, mein Wäldchen, Sie werden sehen, wie hübsch mein Landgütchen ist. Und haben Sie die schöne Wiese vor meinem Hause nicht bemerkt?«

»Eine grüne Wiese?«

»Ich glaube, daß die Wiesen nie eine andere Farbe haben.«

»Ja, ja, ich habe sie bewundert. Fürwahr, eine prächtige Wiese.«

»Die Wiese allein ist so viel werth wie die ganze Besitzung nebenan. Aber Madame Burgrave begreift das nicht, sie schwätzt gewöhnlich, ohne zu wissen, was sie sagt. Ich hoffe, daß Sie meine Wiese nennen werden, wenn von hübschen Landgütern die Rede ist.«

»Ich werde nur Ihre Wiese im Munde führen! das ist recht und billig. Eine prächtige Wiese!«

Die Ankunft neuer Gäste gibt dem Gespräch eine andere Wendung. Durchamp steigt mit seiner Frau aus dem Wagen. Die junge Dame ist wo möglich noch hübscher als sonst, und wird deshalb von der schönen Hortense mit neidischen Blicken angesehen. Ein sehr hübscher junger Mann begleitet sie; es ist Arthur Désoley, ein Vetter der hübschen Frau.

»Madame Durchamp hat jetzt fast immer ihren Vetter bei sich!« sagt Grébois, boshaft lächelnd.

»Er ist ja ihr Arthur!« setzt Grangeville hinzu und steckt sein Spielzeug in die Tasche.

»Ich glaube, daß Sie Recht haben, er ist ihr Arthur. Aber es wundert mich, daß der eifersüchtige Durchamp den Vetter ins Schlepptau nimmt.«

»Es gibt Männer, welche die Vettern nicht für voll zählen. Selig sind die Geistarmen. Durchamp scheint zu ihnen zu gehören.«

Man meldet Herrn und Madame Coquelet, und Bichonneau sagt für sich:

»Der Gärtner nebenan hat den Namen dieses Herrn sehr schlecht ausgesprochen.«

Bald kommen noch andere Gäste; die Villa des Banquiers füllt sich, und nachdem sich die Damen erfrischt und Anzug und Kopfputz geordnet haben, verbreitet sich die Gesellschaft im Garten und in den Salons. Die Personen, welche zu leben wissen, bewundern Alles und wünschen dem neuen Besitzer Glück zu seinem Kauf; Madame Burgrave hingegen sagt bei jeder sich darbietenden Gelegenheit:

»O, Sie sollten nur die andere Besitzung sehen. Diese ist gar nicht damit zu vergleichen. Haus, Garten, Park, Alles ist wunderschön ... zehnmal größer als hier. Ich würde das andere Landhaus gekauft haben; ich weiß nicht, wie viel er für dieses bezahlt hat, aber ich würde das andere gekauft haben.«

Oswald wohnt den Festlichkeiten bei, aber für ihn wäre das größte Fest, bei Virginie zu sein. Er findet kaum einen freien Augenblick, um sich davonzuschleichen und zu seinen lieben Freunden zu eilen; denn er wird von Oheim oder Tante sehr oft gerufen, um Dies oder Jenes zu besorgen. Ueberdies hat ihm Boussi bei der Ankunft gesagt:

»Wenn Du das Nachbarhaus betrittst und den impertinenten Menschen besuchst, der dort mit seinen Angehörigen wohnt, so entlasse ich Dich aus meinem Bureau und behalte Dich nicht mehr in meinem Hause.«

Dieses Verbot hat den Neffen jedoch nicht abgehalten, in das Sykomorenhaus zu gehen und sich in der Gesellschaft seiner Braut und ihres Bruders doppelt zu freuen: es war der Reiz der verbotenen Frucht.

Der erste Festtag ist fast ausschließlich den Spaziergängen und ländlichen Spielen, wie: Schaukeln, Armbrustschießen, Carrousel, gewidmet, denn der Banquier hat in seinem Garten für alle diese Unterhaltungen gesorgt. Rosalvina, die nach der Scheibe schießen will, trifft mit ihrem Pfeil einen schwer zu nennenden Theil der Persönlichkeit Grangeville's, der doch ziemlich weit abseits stand. Der Getroffene schreit laut auf und fragt, ob man ihn für einen Fasan halte. Man eilt herbei und zieht das spitze Geschoß, welches die Haut nur leicht geritzt hat, aus den Unaussprechlichen hervor. Aber Grangeville ist doch sehr aufgebracht gegen Madame Burgrave, trotz ihrer Versicherung, daß sie keineswegs dahin gezielt habe. Während seine Frau mit der Armbrust schießt, begibt sich Burgrave in das Billardzimmer; aber bald kommt er sehr verstimmt zurück, weil das Billard keine Blusen hat, und eilt zu Bouffi.

»Man hat Sie betrogen!« sagt er zu diesem; »Sie glauben ein Billard zu haben und man hat Ihnen einen mit Tuch überzogenen Tisch verkauft . . . ohne Blusen.«

»Man hat mich nicht betrogen,« erwiedert der Banquier; »es ist ein Billard nach der neuesten Mode, und ich wollte es so haben.«

»Fürwahr, eine hübsche Mode! Auf dem Billard kann ich nicht spielen.«

»Caramboliren Sie, lieber Freund, doubliren Sie ...«

»Das habe ich nie gekonnt, und in meinem Alter will ich's nicht anfangen.«

Gegen sieben Uhr Abends wird der Gesellschaft ein glänzendes Diner, in welchem man das culinarische Talent des

Hauses »Potelle und Chabot« erkennt, in einem großen, mit Blumen- und Laubgewinden geschmückten Gartenzelte servirt. Nach der großen Hitze bietet das Speisen im Freien doppelten Genuß; es wird daher sehr lange getafelt. Unter den zahlreichen Toasten wird natürlich auch einer auf Helene ausgebracht.

»Madame Boussi heißt ja Hortense,« sagt Rosalvina, »warum feiert man denn heute ihren Namenstag?«

»Wenn man mehre Namen hat,« erwiedert Grébois, »so wählt man unter denselben für das Namensfest.«

»Ich,« fügt Coquelet hinzu, »ich habe eine Dame gekannt, welche die Vornamen Maria Magdalena Adelheid Victoria führt, und sie ließ sich an allen diesen Namenstagen beschenken.«

»Das ist schlau.«

»Hortense gefällt mir besser als Helene,« sagt Madame Burgrave; »der Name ist anmuthiger. Warum mag wohl Helene gewählt sein?«

»Wahrscheinlich wegen des Menelaus,« antwortet Grangeville, und Rosalvina, welche die griechische Geschichte nicht studiert hat, erwiedert:

»Das war gewiß ihr Pathe.«

Gegen zehn Uhr verläßt die Gesellschaft das Zelt und begibt sich in's Haus, wo Spieltische aufgestellt sind. Die Männer spielen Whist oder Bouillotte, die Damen erlauben sich ein kleines Hazardspiel. Einige Damen wären gern in den Garten gegangen, um am Arme eines galanten Cavaliers die Sterne zu bewundern; aber da die ganze Gesellschaft im Salon versammelt war, so wäre jede Abwesenheit bemerkt und bekrittelt worden. Man muß da-

her aus der Noth eine Tugend machen. Einige zwischen Herren und Damen gewechselte Blicke scheinen freilich zu sagen: »Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.«

Um ein Uhr nach Mitternacht begeben sich die Damen in die für sie bestimmten Zimmer, die Männer in den Garten, wo ihnen unter Zelten die Lagerstätten bereitet sind. Rosalvina geht ungern in ihr Zimmer.

»Es ist viel schöner, unter einem Zelte zu schlafen,« sagt sie; »man glaubt in einem Lager zu sein. Morgen werde ich um ein Zelt bitten.«

Fünftes Capitel.

Die Esel. — Die verrätherischen Klatschrosen.

Oswald, den die Liebessehnsucht frühzeitig weckt, verläßt das Haus seines Oheims, wo noch Alles schläft, und eilt zu seinen lieben Freunden, denen er von den gestrigen Festlichkeiten erzählt.

»Und was wird heute geschehen?« fragt Horace.

»Heute nach dem Frühstücke wird ein großer Spazierritt zu Esel nach Ermenonville gemacht, wo Jean Jacques, Grab besucht werden soll. Mein Onkel hat schon alle Esel in der Umgegend gemiethet.«

»Jean Jacques wird eine Freude haben, alle diese Esel bei sich zu sehen!«

»Das Grab ist ja auf einer Insel, und ich glaube doch nicht, daß man die Esel in den Kahn nehmen wird.«

»Wer weiß! Ich wette, daß mehr als einer hinüberfahren wird. — Und Abends?«

»Abends Concert, dann Feuerwerk im Garten und zum Schlusse Spiel, denn manche von den Herren meinen, ohne zu spielen könne man keinen Tag leben.«

»Bruder, gehst Du mit mir auf die Wiese, um das Feuerwerk zu sehen?«

»Allerdings, wir können nach Belieben umhergehen, Bouffi wird uns nicht verjagen. Aber ich will auch die Eselcavalcade sehen. Um welche Zeit wird die Gesellschaft aufbrechen?«

»Die Esel sind auf Mittag bestellt.«

»Gut, wir wollen Acht gehen. Virginie, Du hast den Faschingszug mit dem fetten Ochsen nie gesehen, diese Eselcavalcade wird Dir einen Begriff davon geben. Wird die Gesellschaft zahlreich sein?«

»Außer Herrn Grangeville und Madame Volmerange werden alle Gäste mitreiten.«

»Du auch?«

»O nein, ich hätte auch einen Esel bezahlen müssen, und mein Onkel wollte diese Ausgabe nicht für mich bestreiten. Es ist mir sehr lieb; ich bleibe hier, und hoffentlich wird der Spazierritt recht lange dauern.«

»Das ist wohl zu vermuthen; denn mit Eseln gibt es immer kleine Unfälle.«

Oswald begibt sich wieder zu seinem Oheim. Die Schläfer fangen an zu erwachen. Coquelet schreitet bereits, seine Cigarre rauchend, auf der Spur der ab- und zugehenden, von den Damen gehetzten Kammerjungfer Julie einher. Während die Zofe geschäftig kommt und

geht, wird ihr wohl von diesem oder jenem Herrn ein keckes Wort gesagt, aber sie macht kein so grimmiges Gesicht wie Frau Jacquet, und theilt keine Ohrfeigen aus, wenn man ihr einen Kuß raubt; ein Beweis von dem wohlthuenden Einfluß des großstädtischen Lebens und der Civilisation.

Die Damen kommen spät zum Vorschein, weil sie von der gestrigen Reise ermüdet sind. Es wird erst um halb zwölf gefrühstückt, und die Gesellschaft sitzt noch bei Tische, als eine große Heerde Esel in den Hof getrieben wird, wo die Langohren nur mit großer Mühe in Ordnung gehalten werden können.

Der Anblick der edlen Renner erregt ein lautes Gelächter, und zu noch größerer Erheiterung der Gesellschaft fangen mehrere unter den Bucephalen an zu schreien und beginnen ein Concert, welches so laut wird, daß man den Eseltreibern die Weisung gibt, die vorlauten Thiere hinaus zu jagen und draußen zu hüten.

»Man hat mir versichert,« sagt Bouffi, »alle diese Esel wären sehr zahm und lenksam; die Damen haben sich also nicht zu fürchten.«

»Wer wird sich auch wohl auf einem Esel fürchten!« erwiedert Madame Coquelet.

»Geben Sie sich keiner Täuschung hin, Madame,« warnt Grébois; »es reitet sich nicht immer bequem auf einem Esel, viele derselben sind störrisch oder scheu. Ich finde das Reiten zu Pferde bei weitem leichter.«

»Ich fürchte weder Pferd noch Esel,« versichert Rosalvina; »ich bin eine so gute Reiterin, daß ich fünf Meilen, ohne anzuhalten, im Galopp machen würde.«

»Ich nehme keinen Theil an der Cavalcade,« sagt Grangeville, »und ich wette, meine Damen, daß Sie nicht zurückkommen, ohne daß mindestens zwei Personen gefallen sind.«

Ein allgemeines Hurrah erhebt sich gegen die Vermuthung dieses Herrn und von allen Seiten ruft man:

»Ich falle gewiß nicht!«

»Ich auch nicht!«

»Ich auch nicht!«

»Nun, wer hält die Wette?«

»Die Wette!« entgegnet Coquelet. »Es ist bedenklich, man kann wohl für sich bürgen, aber nicht für Andere.«

»Ich halte die Wette,« sagt Grébois; »ich halte die Herren für sattelfest und habe alles Vertrauen zu dem Reittalent der Damen.«

»Bravo, Grébois! Bravo!«

»Ein galanter Mann!«

»Was wetten wir?«

»Was Sie wollen.«

»Ich will Sie nicht zu arg plündern,« sagt Grangeville. »Fünf Napoleons, ist Ihnen das recht?«

Der Exadvocat macht ein saures Gesicht, aber er mag nicht mehr zurücktreten.

»Gut,« erwiedert er, »fünf Napoleons, es bleibt dabei.«

»Zählen Sie auf uns,« sagt Hortense, »Sie sollen nicht verlieren.«

»Ach! schöne Dame, ich möchte mich auf die übrigen Personen eben so sicher verlassen können, wie auf Sie.

Aber Madame Burgrave macht mich, trotz ihrer Prahlereien, einigermaßen besorgt.«

»Geben Sie ihr zwei Herren als Begleiter, um sie nöthigenfalls aufzufangen.«

»Eine sehr gute Idee. Ich werde es nicht vergessen.«

Man beeilt sich mit dem Frühstück, denn man sehnt sich nach den Eseln. Die Damen verlangen Reitgerten, um ihre Renner anzutreiben; man gibt einer jeden einen Hollunderzweig. Dann treffen sie ihre Wahl. Madame Boussi nimmt den allem Anschein nach frömmsten Esel; Madame Durchamp will den kleinsten; Rosalvina den größten, Euphrasia den stärksten. Endlich haben alle Damen gewählt und man hebt sie in den Sattel. Madame Burgrave gleitet mit dem ihrigen, der vielleicht nicht recht fest geschnallt war, an der andern Seite hinab, wird aber glücklicherweise von Bichonneau aufgefangen.

»Das zählt nicht,« sagt Grangeville lachend.

»Mein Herr!« erwiedert Rosalvina mit beleidigter Würde, »es ist nicht meine Schuld, wenn mein Esel schlecht gesattelt ist und wenn mein Sattel auf die Seite rutscht.«

»Darum sage ich ja, Madame, daß es nicht zählt; nur möchte ich Ihnen rathen, sich zu überzeugen, ob Ihr Esel sattelfest ist.«

Die Männer nehmen die übrigbleibenden Esel; einige haben nicht einmal einen Sattel.

Endlich setzt sich die ganze Cavalcade in Bewegung.

»Ah, die schöne Wiese!« ruft Madame Durchamp. »Ich hatte sie gestern nicht bemerkt. Und die hübschen Klatschrosen! Reiten wir hinüber?«

»Nein, schöne Dame, es ist nicht unser Weg, und

überdies würden unsere Esel keinen sichern Tritt haben. Wir bleiben auf diesem Fahrwege.«

»Wir kommen an Duvalloir's Landhause vorbei,« sagt Rosalvina, »wo wir so höflich empfangen wurden. — Ach Gott! Wie schön das Haus ist . . . und der Garten, der Park mit seinen Grotten! — Es ist prächtig, fürstlich!«

»Ich möchte ihren Esel mit einer Nadel stechen!« sagt Boussi leise. »Diese Person ist unausstehlich mit ihrer Stockdummheit. Ich werde sie und ihren Mann aus der Liste meiner Gäste streichen.«

Der Banquier, welcher zurückgeblieben ist, ruft nach seinem Neffen zu:

»Oswald, Du darfst das Haus nicht verlassen. Du mußt den Postboten abwarten, ich erwarte einen sehr wichtigen Brief aus Paris. Du mußt mir ihn geben, sobald er ankommt.«

Aber statt den Postboten abzuwarten, eilt Oswald, sobald die Cavalcade außer Sicht ist, zu den Nachbarn. Horace und seine Schwester lachen noch über die Eselsgesell schaft, welche sie gemustert.

»Es sind recht geniale Köpfe darunter,« sagt Horace. »Unter andern eine Dame, die ein spanisches Barett trug und ihre Reitgerte wie eine Lanze hielt.«

»Es ist Madame Burgrave.«

»Und an ihrer Seite ritt ein dicker Herr, der sich auf seinem Esel sehr unglücklich zu fühlen schien.«

»Er heißt Bichonneau.«

»Es würde mich sehr wundern, wenn alle diese Reiter und Reiterinnen ohne zu fallen oder zu stürzen, zurückkämen.«

»Es hat auch ein Herr, der zu Hause geblieben ist, eine Wette gemacht. — Apropos, mein Onkel erwartet von Paris einen sehr wichtigen Brief; er hat mir aufgetragen, den Postboten abzuwarten.«

»Der Postbote wird das Haus auch ohne Dich finden,« sagt Virginie. »Komm in den Salon und höre, wie ich schon Clavier spiele. Horace unterrichtet mich. Ich accompagnire schon ein Lied mit beiden Händen.«

Die jungen Leute begeben sich in den Salon, wo sie Madame Rennecart finden. Oswald sagt zu ihr:

»Gefällt es Ihnen noch in diesem Hause?«

»Ob es mir gefällt!« antwortet die gute Dame, die ihren Hörtrichter genommen hat. »Es ist ja ein Paradies. Ach, ich möchte hier bis an mein Ende bleiben; ich denke mit Kummer, daß wir diesen reizenden Aufenthalt einst verlassen müssen.«

»Liebe Tante,« erwiedert Horace, »es wundert mich, daß eine Frau von so heiterem Gemüth und so festem Charakter sich mit so trüben Gedanken quält.«

»Ich werde alt, lieber Junge, und in späteren Jahren liebt man die Behaglichkeit.«

Virginie setzt sich an's Piano und spielt ihr Lied mit ziemlich vielen Fehlgriffen. Aber Oswald ist freudig überrascht. Was ein geliebtes Wesen thut, ist ja immer gut, wenn's auch schlecht gelungen ist, die Liebe verändert den Gesichts- und Gehörsinn, und es ist noch ein Glück, wenn sie einen klugen Mann nicht zum Narren macht. Man hat Beispiele, aber zum Glück ist es nicht von langer Dauer.

Dann singt Virginie, und da sie nicht nur eine hübsche Stimme, sondern auch musikalisches Talent und Geschmack

hat, so ist ihr Bräutigam entzückt. Horace accompagnirt den Gesang seiner Schwester, und da das Instrument wieder in gutem Stande ist, so spielt er nachher eine Polka, eine Mazurka, und die beiden Verlobten tanzen nach Herzenslust.

»Wir geben auch einen Ball!« ruft Horace während einer Pause. »Und ich wette, daß wir uns eben so gut und sogar noch besser unterhalten, als bei Herrn Boussi de Rogent.«

Die Zeit vergeht schnell, wenn man vergnügt ist. Madame Rennecart, welche so gefällig gewesen ist, sich ans Fenster zu setzen, um wie »Schwester Anna« sagen zu können, ob sie etwas kommen sieht, ruft plötzlich:

»Ich sehe hinter den grünen Bäumen Staub aufwirbeln!«

»Sollte die Cavalcade schon zurückkommen!« sagt Horace, ans Fenster eilend. »Man bemerkt bis jetzt nur Staub. — Aber da kommt ein Esel im Galopp mit einem Reiter, der aussieht wie ein Knappe im Hippodrom.«

»Es ist Coquelet,« fügt Oswald hinzu; »er sitzt sehr gut zu Esel. — Aber ich muß geschwind hinüber. Auf Wiedersehen, mein Bräutchen! Auf Wiedersehen Alle!«

Oswald ist fort. Coquelet ist inzwischen an das Gitterthor des Sykomorenhauses gekommen. Er tummelt seinen Esel im Halbkreise und wirft häufige Blicke in den Hof, wahrscheinlich um die hübsche Gärtnerin zu bemerken, die er ungeachtet oder vielleicht wegen der von ihr erhaltenen Ohrfeige noch immer nicht vergessen kann; denn die sich sträubenden Schönen haben für die Männer gerade die meiste Anziehungskraft. Aber Jacquet, der die Manöver

dieses Herrn bemerkt und in ihm den zudringlichen Coquelet erkannt hatte, springt hinter einem Orangenkasten hervor, bricht schnell einen Acacienzweig ab und steckt denselben zwischen die Hinterbeine des Esels, der vor dem Gitterthor still steht.

»Was wollen Sie da?« ruft er dem Reiter zu. »Lauern Sie etwa meiner Jeannette auf? Warten Sie nur, ich will Sie schon vertreiben.«

Ehe der Reiter, der über den Anblick des Gärtners ganz betroffen ist, Zeit zu einer Antwort hat, macht sein Esel, von den Acaciendornen gestochen, einen Sprung und läuft in rasendem Galopp nach dem Dorfe zurück. Vergebens will ihn Coquelet anhalten; um nicht zu fallen, umfaßt er den Hals des scheu gemachten Thiers und hält sich an der Mähne.

Die Cavalcade näherte sich, aber Madame Burgrave war zu Fuß und schleppte sich mühsam fort; ihr spanisches Barett war platt gedrückt und sah aus wie eine Tortenform. Bichonneau hinkte mit verstörtem Gesicht und gesenktem Kopf neben ihr und hielt eine Hand auf die Rippen. Plötzlich braust Coquelet, der seinen Esel nicht halten kann, wie ein Orkan durch die Cavalcade und wirft Bichonneau zu Boden. Während man diesem Herrn aufhilft, bricht Euphrasia in ein lautes Gelächter aus, als sie ihren Mann auf dem durchgehenden Esel sieht, und Grangeville, der vor dem Hause die Rückkehr der Gesellschaft erwartet, ruft frohlockend:

»Nun, wer hat gewonnen?«

»Sie haben gewonnen,« antwortet Grébois; »ich hatte der Madame Burgrave die Herren Bichonneau und

Nerval als Leibwache beigegeben; aber als sie mit ihrem Esel stürzte, riß sie die beiden Herren mit sich fort.«

»Warum gibt man mir einen Esel, der sich wälzt!« eifert Rosalvina.

»Madame, alle Esel wälzen sich, wenn man sie nicht zu halten versteht; Sie schlugen den ihrigen überdies unaufhörlich mit der Gerte.«

»Sie sehen wohl, daß diese Esel unbezähmbar sind; Herr Coquelet ist ein vortrefflicher Reiter und der seinige ist doch mit ihm durchgegangen; er hat sogar Herrn Bichonneau überritten. Haben Sie Schaden genommen, Herr Bichonneau?«

»Nein, Madame, es ist nur mein Centrum mit dem Erdboden in Berührung gekommen.«

Der Banquier erkundigt sich sogleich, ob ein Brief von Paris angekommen ist, und er macht ein finsteres Gesicht, als er erfährt, daß man den Postboten nicht gesehen. Erst kurz vor dem Diner erscheint Coquelet bleich, ermattet, mit Staub bedeckt.

»Zum Glück,« stöhnt er, »trat ein Bauer mit dem Spaten auf den Weg, sonst wäre der verwünschte Esel mit mir bis nach Senlis gelaufen. Puh! das war eine Steeple-Chase!«

Dieser zweite Abend ist der Musik gewidmet. Nach dem Concert begibt sich die Gesellschaft in den Garten, wo die Vorkehrungen zum Feuerwerk getroffen worden sind. Madame Burgrave will die erste Rakete steigen lassen, aber man traut ihr nicht genug Gewandtheit zu, und ihr Wunsch wird nicht erfüllt.

Nach dem Feuerwerk geht man wieder in den Salon,

und die Männer fangen an zu spielen. Aber als die Gesellschaft wieder im Hause versammelt ist, bemerkt man, daß die schöne Madame Durchamp nicht da ist und daß ihr Vetter Arthur ebenfalls fehlt. Die beißenden Bemerkungen tauchen nun auf und machen die Runde unter den Damen.

»Was ist denn aus Madame Durchamp geworden?«

»Sie ist nicht mit uns hereingekommen.«

»Sie macht vermuthlich einen sentimentalen Spaziergang im Garten ...«

»Aber wahrscheinlich nicht allein.«

»O nein, sie würde sich fürchten.«

»Meine Damen,« sagt Grangeville, »Madame Durchamp fürchtete sich sehr vor den steigenden Raketen, sie verließ ihren Platz und lief dem Gitterthor zu. Aber ihr Vetter Arthur eilte ihr nach und rief ihr zu: Fürchten Sie sich nicht, Cousine, es ist keine Gefahr vorhanden!«

»O, wenn ihr Vetter ihr nachgelaufen ist, bin ich nicht mehr besorgt um sie,« fügt Madame Boussi hinzu und begleitet ihre Worte mit einem Lächeln, welches ihre Gedanken errathen läßt.

»Sie wird wohl auf der Klatschrosenwiese spazieren,« meint Rosalvina; »sie pflückt sich wahrscheinlich einen Strauß.«

»In der Nacht pflückt man keine Sträuße,« entgegnet Euphrasia, »zumal auf einer Wiese.«

»Dazu kommt,« sagt Grangeville, »daß man außer den Klatschrosen noch andere Dinge in die Hand bekommen kann.«

Durchamp, der seine Whistpartie macht, ist bis dahin zu eifrig mit dem Spiel beschäftigt gewesen, um die Ab-

wesenheit seiner Frau zu bemerken. In einer Zwischenpause nach einem Rubber sieht er sich jedoch um und fragt:

»Wo ist denn meine Frau? Ich sehe sie nicht.«

»Sie ist vermuthlich im Garten, um frische Luft zu schöpfen.«

»Und um einen Gimpel zu fangen!« sagt der alte Grangeville für sich.

»Sie hatte Lust, auf die Wiese zu gehen.«

»Wie! allein ... das wäre sehr unbesonnen!«

»Beruhigen Sie sich, Herr Durchamp, es gibt hier in der Gegend keine Räuber.«

»Es wird auch wohl ihr Vetter bei ihr sein, denn er ist nicht hier.«

»Nun, wenn Arthur bei ihr ist, so bin ich ruhig.«

»Er ist mit Blindheit geschlagen!« sagt Grangeville leise zu Bichonneau, der ihm antwortet:

»Ich habe große Schmerzen an meinem Gleichgewichtscentrum ... es ist die Folge meines zweiten Sturzes.«

Nach einer Viertelstunde endlich kommt die schöne Durchamp allein in den Salon und hat drei oder vier Klatschrosen in der Hand. Man bemerkt, daß ihr Kleid etwas zerknittert ist, und als sie sich wendet, deuten die Damen flüsternd auf ein Klatschrosenblatt, das an ihrem Kleide hängt.

»Wo sind Sie denn gewesen, schöne Dame?« fragt Hortense, boshaft lächelnd. »Man war schon besorgt um Sie, denn man wußte nicht, was aus Ihnen geworden.«

»Ich erschrak vor einer Rakete und lief in meiner Angst davon. Ich glaubte von einem brennenden Schwär-

mer verfolgt zu werden. Ohne zu wissen wie, befand ich mich auf der Wiese, Ihrem Hause gegenüber. Ich hatte diesen Morgen die seltene Art Klatschrosen bewundert, die dort wachsen. Ich machte den Versuch, einige zu pflücken, aber ich hatte viele Mühe, Abends sieht man nicht.«

»Ihr Vetter Arthur wird Ihnen doch geholfen haben; denn ich glaube, daß er bei Ihnen war.«

»Mein Vetter? Nein, ich habe ihn nicht gesehen.«

»Das ist sonderbar. Wir dachten, er sei bei Ihnen, und das beruhigte uns.«

»Er hat mich wahrscheinlich auf einer Seite gesucht, während ich auf der andern war.«

»Sie haben ein Klatschrosenblatt an Ihrem Kleide...?«

»So! Ich bin gefallen, als ich Blumen suchte.«

Madame Durchamp tritt an den Whisttisch und sagt zu ihrem Gemal:

»Nun, was machst Du?«

»Wie Du siehst, liebes Kind, ich mache den Strohmann, wir spielen zu Dreien.«

»Er hat vollkommen Recht,« sagt Madame Volmerange zu einer Nachbarin; »er spielt die Rolle, die ihm zukommt.«

Fünf Minuten nach dem Wiedererscheinen der schönen Cousine kommt der Vetter Arthur in den Salon und sagt, sich nach allen Seiten umsehend:

»Ist meine Cousine hier? Ich suche sie seit einer Stunde... Ah, da ist sie! In der That, Cousine, ich war sehr besorgt um Sie.«

»Beruhigen Sie sich, Arthur, ich bin nicht verloren gegangen, wie Sie sehen.«

»Aber Sie hätten sich verirren können.«

»Verirrungen stehen Jedermann frei!« sagt Grangeville mit seinem sarkastischen Tone.

In diesem Augenblicke fangen die Damen wieder an zu flüstern und zu kichern; alle Blicke sind auf des Vetters Knie gerichtet, an welchem ein Klatschrosenblatt festsitzt.

»Sie scheinen Ihre Cousine auf der Klatschrosenwiese gesucht zu haben,« sagt Coquelet, indem er Arthur lachend ansieht.

»Warum denn?«

»Weil an Ihren Unaussprechlichen etwas von der Wiese sitzen geblieben ist. Sehen Sie nur Ihr Knie an.«

Arthur wird etwas verlegen, als er das rothe Blatt an sich bemerkt; er reißt es geschwind ab und erwiedert:

»Es ist wahr ... ich bin auch auf der Wiese gewesen und gefallen ... ich muß eine Klatschrose zerdrückt haben.«

»Sonderbar!« sagt Vichonneau, den Kopf schüttelnd, »sie sind Beide gefallen.«

»Sie finden das sonderbar?« entgegnet Coquelet; »ich finde es ganz natürlich: Sie sind ja auch gefallen, und noch Andere.«

Der alte Grangeville geht mit seinem Spielzeug im Salon auf und ab und sagt für sich:

»Klatschrosen sind schön ... und anhänglich.«

Sechstes Capitel.

Kostbarer Fund.

Der letzte Festtag war gekommen, und dieser sollte der schönste sein, denn Abends sollte die ganze Helenenfeier mit einem großen Ball beschlossen werden, und viele Gäste, welche an den beiden ersten Tagen nicht hatten kommen können, wollten der Einladung am dritten Tage nachkommen.

Nach dem Frühstück kommen wirklich noch viele Gäste von Paris. Der Banquier ging vor dem Gitterthor seines Hauses auf und ab; er schien sehr unruhig, denn er erwartete nicht blos die Nachzügler der geladenen Gäste, sondern hauptsächlich den Postboten. Dieser kommt endlich gegen zwei Uhr und übergibt Herrn Boussi ein Packet, das mehrere Briefe enthalten muß. Der Banquier empfängt es mit Freude, erbricht hastig das Siegel, liest schnell einen Brief, wirft einen Blick auf einen anderen, und sein Gesicht wird völlig heiter.

In diesem Augenblicke kommen mehrere Personen aus dem Hause und rufen ihm zu:

»Was machen Sie denn da, Boussi? Man sucht Sie überall ...«

»Da bin ich. Ich bin nur hinausgegangen, um nachzusehen, ob die Musikanten noch nicht kommen.«

Der Banquier legt die eben erhaltenen Papiere in

seine Brieftasche und eilt zur Gesellschaft zurück, um in seiner Villa die Honneurs zu machen.

Gegen neun Uhr Abends spielte ein gutes Orchester die neuesten Quadrillen, der Garten der Villa Bouffi war glänzend erleuchtet und die Klänge der Musik wurden auf der Wiese deutlich gehört. Virginie ergeht sich daselbst eine Weile am Arme ihres Bruders, dann entwischt Oswald, um zu ihnen zu eilen; er tanzt mit seiner Braut nach der Ballmusik. Aber der Neffe kann sich dieses Vergnügen nicht lange gönnen, denn er weiß, daß ihm der Oheim oder die Tante einen Auftrag zu geben haben.

Um eilf Uhr geht Virginie nach Hause, um sich zur Ruhe zu begeben. Ehe sie ihrem Bruder gute Nacht wünscht, sagt sie zu ihm:

»Wann werden wir auf unserer Hochzeit tanzen?«

»So bald wie möglich,« antwortet Horace, der seine Schwester ins Haus gehen läßt und noch draußen bleibt, denn der Abend ist herrlich. Nach einem heißen Tage freut man sich, freier athmen zu können, und die heiteren Klänge der Ballmusik erhöhen noch den Reiz des Abendspazierganges.

Horace ist indeß nachdenklich und verstimmt, er denkt: »Ich verspreche dem armen Liebespaar baldige Hochzeit, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mein Versprechen halten soll. — Den verwünschten Schatz finde ich nicht! Der Banquier freilich auch nicht. Aber er braucht ihn nicht; ich hingegen habe darauf gezählt, um meine Schwester auszustatten. — Und die junge Frau, die ich wiederzusehen hoffte, die ich mit ihrem Gatten aussöhnen wollte — denn Duvalloir ist ganz gewiß ihr Gatte — sie kommt nicht nach

Montagny. Ach, wenn sie wüßte, daß Duvalloir hier gewesen ist und von ihr gesprochen hat, sie würde hierhereilen. Aber es ist nicht möglich, sie davon in Kenntniß zu setzen. — Nun, in einigen Tagen gehe ich wieder nach Paris; ich werde Erkundigungen einziehen, überall nachforschen. Ich werde nicht ruhen, bis ich sie wiedergefunden.«

Mitternacht ist längst vorüber und Horace treibt sich noch auf der Wiese herum. Plötzlich sieht er zwei Personen, welche aus der Villa des Banquiers kommen und ihren Weg zu der Klatschrosenwiese nehmen. Die beiden Gestalten gehen ohne Zögern auf das Haselnußgebüsch zu; sie scheinen den Weg genau zu kennen und einen im voraus gefaßten Entschluß auszuführen.

Als sie näher kommen, unterscheidet Horace einen Herrn und eine Dame. Anfangs hält er sie für Gäste des Banquiers, welche dem Lärm des Festes entflohen wären, um frische Luft zu schöpfen. Aber er sinnt nach und ändert seine Meinung.

»Gäste würden den Ort, wo sich das dichte Haselnußgebüsch befindet, in der Nacht nicht so gut kennen; sie würden nicht so entschlossen auf dasselbe zugehen. Es sind Personen, welche auf der Wiese schon wohl bekannt sind.«

Inzwischen kommt der junge Mann, durch die Dunkelheit begünstigt, dem Gebüsch so nahe, daß er die Gestalten unterscheiden und die Stimmen hören kann; er erlangt nun die Gewißheit, daß die beiden Lustwandelnden, die sich in das Gebüsch begeben haben, die stolze Hortense und der galante Grébois sind. Horace entfernt sich, er

weiß ja, daß sie einander etwas im Vertrauen zu sagen haben, was nicht für das Ohr eines Dritten geeignet ist.

Aber nach zehn Minuten nähert er sich wieder dem Gebüsch, er wünscht zu wissen, ob das plaudernde Pärchen noch da ist, und als er bis auf fünfundzwanzig Schritte nahe gekommen ist, ruft er mit starker, verstellter Stimme:

»Schildwachen, gebt Acht!«

Gleich darauf kommen die beiden Leutchen aus dem Gebüsch hervor und laufen über die Wiese: der Herr nach einer Seite, die Dame nach der andern. Horace lacht herzlich über den Spaß.

»Nun, ich habe auch eine Unterhaltung gehabt,« sagt er zu sich, als die Fliehenden völlig verschwunden sind.

Während er sich dem Gebüsch wieder nähert, bemerkt er im Grase einen glänzenden Gegenstand; er eilt auf denselben zu und hebt ihn auf. Es ist ein sehr elegantes Strumpfband von dunkelrother Seide, mit geschmackvoll ciselirter silberner Schließe.

»Ei! Madame Boussi verliert ihre Strumpfbänder auf der Wahlstatt,« sagt der junge Mann und steckt den kostbaren Fund sorgfältig in die Tasche. »Sehr gut, dieser interessante Gegenstand kann uns später von großem Nutzen sein. Ich habe diesen Abend wahrlich nicht verloren.«

Horace begibt sich nun in seine schöne Wohnung, um zu Bett zu gehen. Aber bevor er sich schlafen legt, nimmt er seinen Fund noch einmal in Augenschein, und sieht mit Vergnügen, daß der Namenszug der Banquiersfrau, H und B, auf der Schließe des Strumpfbandes eingravirt ist.

Man schläft schlecht, wenn man den Kopf voll von

Projecten hat. Horace war, obgleich er sich sehr spät zu Bett gelegt hatte, schon um sechs Uhr an seinem Fenster. Er schaute oft nach dem Hause, wo er seine Kindheit verlebt hatte, und unwillkürlich kam ihm dabei der Gedanke: »Ich befinde mich hier sehr wohl; aber ich möchte doch lieber dort sein!«

Bald wird seine Aufmerksamkeit durch den Banquier gefesselt, der mit dem Spaten aus seinem Hause kommt.

»Er scheint auf der Wiese nachgraben zu wollen,« sagt Horace zu sich; »es ist ganz natürlich: seit drei Tagen hat er nicht Zeit gehabt, er hatte zu viel Gesellschaft um sich. Aber jetzt, während seine Gäste noch schlummern, will Herr Bouffi die freie Stunde benutzen. Gut, ich gehe auch hin, um den Schatz zu heben.«

Horace kleidet sich schnell an, geht hinunter und folgt dem Banquier in einiger Entfernung. Bouffi geht ziemlich lange auf der Wiese umher; endlich steht er bei einem kleinen, verkrüppelten Baum still, untersucht den Erdboden und fängt an zu graben. Horace, der in einem Gebüsch versteckt ist, kann ungesehen Alles beobachten, was der Banquier thut.

Dieser wühlt eifrig den Erdboden auf; aber schon fängt die Sonne an lästig zu werden, es ist wieder ein heißer Tag zu erwarten, und der Schatzgräber trieft bald von Schweiß. Aber sein Spaten hat wahrscheinlich einen Widerstand gefunden, denn er zieht plötzlich seinen Rock aus und wirft ihn ins Gras, um ungehindert arbeiten zu können.

»Was bedeutet das?« denkt Horace; »sollte er den

Schatz gefunden haben? Ich muß wohl Acht geben und ihn nicht aus den Augen lassen.«

Boussi hat den Gegenstand, auf den sein Spaten gestoßen, endlich mit großer Mühe aus der Erde hervorgeholt, und er überzeugt sich, daß er nur einen großen Mühlstein ausgegraben hat. Schmerzlich enttäuscht und zumal todtmüde von der anstrengenden Arbeit, bleibt er eine Zeit lang wie vernichtet vor dem dicken Stein stehen. Endlich erschallen Stimmen von seiner Villa her. Es sind einige seiner Gäste, die zeitig erwacht sind und den schönen Morgen genießen wollen. Um bei seiner sonderbaren Beschäftigung nicht überrascht zu werden, zieht der Banquier schnell seinen Rock wieder an und eilt seinen Pariser Bekannten entgegen.

Sobald sich der Schatzgräber entfernt hat, kommt Horace aus seinem Versteck hervor. An der Stelle, wo der Stein verborgen gewesen, ist ein ziemlich großes Loch im Erdboden, aber von dem Schatz ist nichts zu sehen. Horace mustert den Ort noch eine kleine Weile und als er fortgehen will, stößt er mit dem Fuß an einen im Grase liegenden Gegenstand. Es ist eine Brieftasche, welche ohne allen Zweifel dem Banquier gehört; sie muß ihm aus der Tasche gefallen sein, als er seinen Rock so hastig von der Erde aufgenommen und wieder angezogen hat. Horace nimmt die Brieftasche auf und sagt zu sich:

»Seit gestern habe ich wirklich Glück. Aber ich glaube, daß dieser Fund noch kostbarer ist als das Strumpfband der Dame. Die Brieftasche des Gemals . . . und eine Brieftasche, die mit Papieren gefüllt zu sein scheint. Eine Ahnung sagt mir, daß mir dieser Fund die Mittel bieten

wird, meine Schwester unter die Haube zu bringen. — Geschwind nach Hause, ich muß den Inhalt dieser Brieftasche mit Muße untersuchen. — O, tragen Sie keine Sorge, verehrtester Herr Boussi; wenn sie nur Banknoten enthält, so gebe ich sie Ihnen ungeschmälert zurück; aber man kann interessantere Dinge finden ... zumal wenn Papiere, die Ihren Neffen angehen, darin sind.«

Horace entfernt sich rasch, und als er eben die Wiese verlassen hat, bemerkt er auf dem an der Parkmauer vorbeiführenden Wege eine Dame, die stillsteht und ihn zu erwarten scheint. Diese Dame trägt einen Hut, von welchem ein Schleier herabwallt, und sie ist in einen großen Shawl gehüllt, aber an ihrer Haltung, an ihrem Wuchs und insbesondere an einem gewissen Etwas, das bei dem Anblick einer geliebten Person die Pulsschläge des Herzens verdoppelt, hat Horace sogleich Madame Huberty erkannt oder vielmehr errathen. Er eilt ihr entgegen; die Brieftasche des Banquiers ist auf einmal vergessen, er ist so erfreut, so glücklich, die junge Dame wieder zu sehen, daß jeder andere Gedanke aus seiner Erinnerung verbannt ist. In wenigen Minuten hat er die Entfernung zurückgelegt, die ihn von der auf dem Wege stehenden Person trennte, er ist bei ihr ... sie hebt ihren Schleier auf ... er hat sich nicht geirrt, die kleine Dame aus dem vierten Stock steht vor ihm.

»Endlich sind Sie da, Madame!« sagt Horace frohlockend und drückt die ihm dargebotene Hand. »Ach, wenn Sie wüßten, mit welcher Sehnsucht ich Sie erwartet, mit welcher Ungeduld ich Sie gesucht habe! Aber Sie waren ausgezogen, ich konnte Sie in Paris nicht auffinden, Sie

hatten Ihre Adresse nicht zurückgelassen, ich wußte nicht, wo ich Sie suchen sollte.«

»Das ist wahr, aber ich hatte Ihnen ja gesagt, daß ich kommen würde. — Aber ich möchte hier nicht auf der Straße bleiben, man könnte mich sehen ...«

»Kommen Sie doch, gehen Sie mit mir in unsere neue Wohnung. Das Haus ist Ihnen ja wohl bekannt.«

»Warum sagen Sie das? Woraus schließen Sie, daß mir das Haus bekannt sei?«

»Verzeihen Sie, Madame, wenn ich eine zudringliche Frage an Sie richte. Aber ich kann nicht in der Ungewißheit bleiben. Schenken Sie mir volles Vertrauen, gestehen Sie mir, daß Sie die Gemalin des Herrn Duvalloir sind.«

Emma ist ganz bestürzt; dann schlägt sie die Augen nieder und antwortet zögernd:

»Ja ... ja, ich bin die Gattin des ... Herrn, den Sie soeben genannt haben. — Aber wie haben Sie dieses Geheimniß entdeckt? Hat man mich hier in der Gegend schon gesehen, erkannt? Dann will ich schnell wieder fort ...«

»Nein, Madame, Niemand hat Sie gesehen. Ich will Ihnen sagen, wie ich vermuthet, ja fast errathen habe, wer Sie sind. Aber hier wollen wir nicht bleiben, kommen Sie ... kommen Sie in Ihr Haus.«

»In m e i n Haus? O nein, es ist nicht mehr mein. Ich mag es nicht betreten, ich fürchte alle Blicke ...«

»Der Gärtner und seine Frau kennen Sie nicht,« entgegnet Horace; »meine Tante und meine Schwester haben Sie nicht zu fürchten, ich habe ihnen überdies das Sie

betreffende Geheimniß nicht mitgetheilt. Kommen Sie, Madame, und warten wir nicht, bis alle Gäste, die Herr Boussi zu einem Feste geladen, aus seinem Landhause kommen und uns neugierig umschwärmen.«

Die junge Frau läßt sich überreden. Sie läßt ihren Schleier wieder herab, nimmt den Arm, den ihr Horace bietet, und läßt sich von ihm führen; aber sie ist so tief ergriffen und zittert so heftig, daß sie sich kaum auf den Füßen halten kann.

Beide kommen bald an das Gitterthor und treten in den Hof; aber nun stößt Emma einen leisen Klageton aus und verliert völlig die Besinnung. Horace umfaßt sie, hebt sie auf und trägt sie ins Haus; er legt sie auf einen Divan und da Tante und Schwester noch nicht aufgestanden sind und die Gärtnerleute im Garten zu thun haben, so holt er selbst herbei, was er zur Wiederbelebung der Ohnmächtigen für nothwendig hält. Aber als er wieder zu ihr kommt, ist sie schon wieder zur Besinnung gekommen, denn ihre Ohnmacht war nur eine Folge der starken Gemüthsbewegung, welche ihr der Anblick ihrer vormaligen Wohnung verursacht hatte.

»Verzeihen Sie die Mühe, die ich Ihnen mache!« sagt Emma.

»Wie fühlen Sie sich jetzt, Madame?«

»Viel besser. Sie werden die Ursache meiner Gemüthsbewegung erkannt haben. Wenn Sie wissen . . . wenn Ihnen Duvalloir gesagt hat, wie sehr ich gefehlt . . .«

»Herr Duvalloir hat mir nichts anvertraut, nichts mitgetheilt, Madame. Er hat mir nicht einmal gesagt, daß er verheiratet sei; ich habe es hier im Dorfe erfahren,

ein Bauer hat mir's gesagt, und als ich nachsann, gewisse Umstände in Erwägung zog, da schien es mir, daß Sie seine Gemalin sein müßten.«

»Aber dann . . .«

»Dann sagte ich zu mir: Der Friede dieser Ehe ist gestört; ich weiß nicht, wer Unrecht hat, aber ich sehe wohl, daß die beiden Gatten unglücklich sind, und es würde mir unendliche Freude machen, sie mit einander zu versöhnen. Denn Herr Duvalloir ist so gütig gegen uns, und Sie, Madame . . . Sie wissen wohl, daß ich Sie liebe . . . aber nur wie eine Schwester, ja, jetzt nur wie eine Schwester, ich schwöre es Ihnen!«

Den Ton, mit welchem Horace das sagt, ist so wahr, so aufrichtig und herzlich, daß ihm die junge Frau die Hand reicht und erwiedert:

»Ich glaube Ihnen, ich zweifle nicht mehr an Ihrer Freundschaft. Aber wie können Sie hoffen, mich mit Duvalloir auszusöhnen? Sie wissen ja, daß er sich geweigert hat, mich anzuhören, mir die erbetene Unterredung zu bewilligen; Sie wissen, daß er Ihnen verboten hat, mit ihm von mir zu sprechen.«

»Ja wohl, das hat er damals gesagt . . . im ersten Augenblicke der Aufwallung. Aber seitdem hat er sich wahrscheinlich eines Andern besonnen, denn er ist hier gewesen, er hat mich besucht . . . und er hat von Ihnen gesprochen.«

»Ist es möglich! Sie haben ihn gesehen? Er ist hier gewesen, in diesem Hause?«

»Ja, Madame.«

»Es ist lange her?«

»Etwa vierzehn Tage, höchstens drei Wochen.«

»O reden Sie, Freund, Bruder! Ich bitte Sie, sagen Sie mir Alles, was er mit Ihnen gesprochen, Alles, was bei seinem Besuche vorgegangen ist. Vergessen Sie nichts.«

»So hören Sie. Herr Duvalloir kam eines Morgens hierher. Er war allein und sah sehr traurig aus . . .«

»Traurig . . . ja, ich glaube es wohl.«

»Meine Tante und meine Schwester kannten ihn nicht; er sagte ihnen sehr viel Angenehmes und bat sie, sich hier als zu Hause zu betrachten. Wir glaubten, er werde einige Zeit bei uns bleiben; aber wir täuschten uns, er erklärte, daß er in einer Stunde wieder abreisen werde. Dann ersuchte er mich, ihn in den Garten zu begleiten. Ich gehe mit ihm; er geht lange an meiner Seite, ohne ein Wort zu sprechen; ich fing ein Gespräch an, aber er antwortete mir nicht. Er sah sich oft nach allen Seiten um und schien in Gedanken versunken.«

»Ich verstehe . . . ja, er war in Gedanken versunken, er erinnerte sich. Fahren Sie fort.«

»Endlich führt er mich in den Park bis zu dem kleinen Kiosk. Dort sinkt er auf eine Rasenbank und bricht in Thränen aus . . .«

»Er brach in Thränen aus! er weinte!«

»Sie weinen ja auch, Madame. Wenn ich Ihnen Thränen erpresse, kann ich nicht fortfahren.«

»Doch, lieber Freund, Sie müssen weiter erzählen. Diese Thränen thun mir wohl, sie erleichtern mein Herz. — Er hat geweint. Ach, wenn er mich noch lieben könnte! — Horace, ich bin recht glücklich in diesem Augenblicke; mich dünkt, daß Sie mir einige Hoffnung gemacht haben.«

»Endlich entschließt sich Herr Duvalloir, von Ihnen zu sprechen. Ich sah wohl, daß er es längst beabsichtigt hatte; aber ich mochte nicht anfangen, weil er mir's verboten hatte.«

»Und was sagte er? Vergessen Sie kein Wort, lieber Freund.«

»Er fragte mich, ob ich mich, nachdem ich Ihren Auftrag vollzogen, zu Ihnen begeben hätte; er wünschte zu wissen, was Sie gesagt, als Sie seine Weigerung, mit Ihnen zu sprechen, erfahren. Ich antwortete ihm die Wahrheit: Sie wären untröstlich, in Verzweiflung gewesen. Er war tief bewegt. Nach einer kurzen Pause fragte er mich, ob ich Sie seit jenem Tage wiedergesehen; ich erzählte ihm, daß ich mich bei meiner letzten Anwesenheit in Paris nach Ihnen erkundigt, daß Sie aber Ihre Wohnung verlassen und Niemand von Ihrem künftigen Aufenthaltsorte in Kenntniß gesetzt hätten, kurz, daß alle meine Nachforschungen fruchtlos geblieben wären. Da schien er noch trauriger zu werden . . .«

»Wirklich? O mein Freund, täuschen Sie mich nicht!«

»Ich sage Ihnen die reine Wahrheit, Madame. Ich setzte jedoch hinzu, daß ich Sie hier zu sehen hoffte, daß Sie mir fast versprochen, hierher zu kommen. Er sagte nichts, aber er hörte mir sehr aufmerksam zu. — Ich begleitete ihn zu seinem Cabriolet, und beim Abschiede sagte ich noch zu ihm: Soll ich es Ihnen anzeigen, wenn die Dame etwa hierherkommt? Er antwortete mir nichts, aber er drückte mir mit Wärme die Hand, und ich merkte wohl, daß er sich sehr freuen würde, etwas von Ihnen zu hören.«

»Glauben Sie wirklich, lieber Freund?«

»Ich bin so fest davon überzeugt, daß ich noch heute nach Paris fahren und Herrn Duvalloir Ihre Ankunft in Montagny anzeigen werde. Es wird ihn gewiß freuen.«

»Sie wollen nach Paris fahren ... noch heute?«

»Ja, nach dem Frühstücke, mit dem um eilf Uhr hier ankommenden Eisenbahnzuge.«

»Und Sie wollen wieder kommen, und mir sagen, was Ihnen Herr Duvalloir geantwortet?«

»Ja, sobald ich ihn gesprochen, komme ich zurück.«

»Lieber Freund, wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig! Ich habe freilich sehr gefehlt ...«

»Sagen Sie mir nichts davon, Madame. Ich weiß nicht, ob Sie gefehlt haben, aber ich weiß, daß Sie unglücklich sind und daß es mir große Freude machen wird, zu Ihrem Glücke etwas beizutragen.«

Das Gespräch wird durch Madame Rennecart und Virginie unterbrochen. Beide sind sehr erstaunt, Madame Huberty im Salon zu finden.

»Ja,« sagt Horace, »unsere liebe Nachbarin aus dem vierten Stocke macht uns einen Besuch; sie wird mit uns frühstücken und hoffentlich hier bleiben. Tante, laß' uns bald frühstücken, ich muß mit dem um eilf Uhr kommenden Zuge nach Paris fahren.«

»Was willst Du denn in Paris?«

»Ich muß Herrn Duvalloir sprechen, ihm etwas mittheilen, was ihm große Freude machen wird; ich muß ihm sagen ... doch das Uebrige wirst Du später erfahren, jetzt muß ich hinaufgehen und mich umkleiden.«

»Gut, wenn Du Herrn Duvalloir eine Freude zu

machen hast, so wollen wir uns beeilen. Das Frühstück soll bald fertig sein.«

Horace geht in sein Zimmer und wechselt schnell die Kleider, weil er in seiner kurzen Jacke nicht nach Paris geht. Seine Stadttoilette ist bald gemacht, und er eilt wieder hinunter. Im Speisesaale ist der Tisch bereits gedeckt. Man setzt sich, es ist erst neun Uhr, aber Horace ißt sehr hastig.

»Du hast Zeit genug,« sagt Madame Rennecart zu ihm. »Du gehst ja kaum drei Viertelstunden bis zur Eisenbahnstation.«

»Nur eine halbe Stunde, Tante.«

»Und der Zug kommt erst um eilf Uhr.«

»Das thut nichts, ich komme lieber zu früh als zu spät. Ich möchte schon bei Herrn Duvalloir sein.«

»Wann kommst Du zurück?«

»Diesen Abend, wie ich hoffe. Um fünf Uhr geht ein Zug ab, um halb acht kann ich wieder hier sein. Sorget nur für Madame.«

»Ich will mit ihr spazieren gehen,« sagt Virginie.

»Aber Madame will nicht spazieren gehen.«

»Kümmern Sie sich nicht um mich, lieber Horace,« erwiedert Emma; »bei Ihren lieben Angehörigen wird mir's immer wohl sein.«

Endlich ist Horace mit dem Frühstücke fertig; er nimmt seinen Hut und nimmt Abschied, indem er der jungen Frau einen bedeutungsvollen Blick zuwirft. Dann verläßt er schnell das Haus und begibt sich auf den zur Eisenbahnstation führenden Weg.

Auf dem halben Wege steht er still, es ist ihm plötzlich etwas eingefallen.

»Ei, die Brieftasche Boussi's habe ich ganz vergessen. Sie steckt in meiner Jacke. Nun, wenn ich diesen Abend nach Hause komme, werde ich daran denken.«

Siebentes Capitel.

Der Banquier rückt heraus.

Horace trifft lange vor der Ankunft des Zuges auf der Eisenbahn ein. Er bedauert sehr, daß er die Brieftasche nicht mitgebracht, er würde Zeit genug haben sie zu untersuchen. Endlich erscheint der Zug. Horace steigt in einen Waggon und in fünf Viertelstunden ist er in Paris. Er begibt sich sogleich in die Wohnung Duvalloir's.

Aber dieser ist ausgegangen und der Kellner weiß nicht, wann er wieder kommen wird. Horace nimmt nun in dem Wartstübchen des Pförtners Platz.

»Ich bleibe hier,« sagt er, »ich gehe nicht von der Stelle, bis Herr Duvalloir kommt.«

Der Thürhüter, der die entschlossene Miene des jungen Mannes sieht, macht keine Einwendungen.

Nach einer Stunde, welche dem Wartenden sehr lang scheint, kommt Duvalloir endlich. Er ist ganz erstaunt, Horace zu finden.

»Ich habe auf Sie gewartet,« sagt Horace, ihn begrüßend, »denn ich bin nach Paris gekommen, um Sie zu sprechen.«

Duvalloir geht mit ihm in seine Wohnung. Als sie allein sind, fragt er:

»Was haben Sie mir mitzutheilen, lieber Freund? Ich hoffe, daß Ihre Angehörigen sich wohl befinden, und daß Ihnen nichts Unangenehmes begegnet ist?«

»O nein, Herr Duvalloir. Es handelt sich auch nicht um mich, sondern ...«

»Sie sind sehr aufgeregt, Freund, fassen Sie sich.«

»Es ist wahr ... ich weiß nicht, womit ich die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, anfangen soll. Ich glaubte, es würde Ihnen nicht unangenehm sein ... aber wenn's Ihnen mißfällt, so werden Sie mir verzeihen, nicht wahr, Herr Duvalloir?«

»Lassen Sie hören. Um was handelt es sich?«

»Um ... die Dame, die Ihnen einmal geschrieben ...«

»Emma!«

Duvalloir erschrickt, als er diesen Namen ausspricht. Sein Gesicht verfinstert sich.

»Ich habe nicht gewußt, daß sie Emma heißt,« erwiedert Horace, »ich nenne sie immer Madame Huberty.«

»Sie haben sie gesprochen?«

»Ja, diesen Morgen.«

»Wo denn?«

»In Montagny. Sie war auf dem Wege vor Ihrem Landhause, ich erkannte sie, obgleich sie verschleiert war. Ich eilte zu ihr und bat sie dringend, in Ihr Haus zu kommen; sie wollte nicht und ich weiß nicht, warum sie nicht bemerkt werden wollte. Auf mein wiederholtes dringendes Bitten entschließt sie sich endlich, mit mir ins Haus zu gehen. Aber als wir in das Gitterthor treten, stößt sie einen leisen Klageton aus und verliert das Bewußtsein ...«

»So! Sie ist ohnmächtig geworden?«

»Ja, aber zum Glück war ich da, um sie zu halten. Ich trug sie ins Haus. Als sie wieder zur Besinnung kam, schluchzte sie. Es zerriß mir das Herz, denn ich kann ein weibliches Wesen nicht weinen sehen. — Endlich sprach sie auch von Ihnen, Herr Duvalloir; sie wünschte so sehnlich, Sie zu sehen, zu sprechen, wenn auch nur einen Augenblick. Ach, wenn Sie wie ich Zeuge ihres Schmerzes gewesen wären, Sie würden ihr die Bitte gewiß gewähren. Ich weiß nicht, ob Sie sich über die Dame sehr zu beklagen haben; aber Sie sind ja so gütig, werden Sie dieses holde Wesen immer in diesem Schmerz, in dieser Trauer lassen? Verzeihen soll ja so süß sein; warum wollen Sie sich diese Freude versagen! — Verzeihen Sie, daß ich mir erlaube, Ihnen diesen Rath zu geben; aber ich habe eine Ahnung, daß Sie dann glücklicher sein würden.«

Duvalloir antwortet nicht, aber man sieht, daß er abwechselnd von widerstrebenden Gefühlen bewegt wird. Er steht auf, geht im Zimmer auf und ab, bleibt von Zeit zu Zeit stehen, als ob er sprechen wollte, und die Worte ersterben auf seinen Lippen. Endlich tritt er auf Horace zu und fragt:

»Wo ist sie jetzt?«

»In Ihrem Landhause. Sie wird nicht fortgehen, bis ich wieder da bin; sie erwartet mich, um zu erfahren . . .«

»Um zu erfahren? Sagen Sie doch . . .«

»Um zu erfahren, ob ich Sie gesprochen und ob Sie ihr eine Unterredung bewilligen. Was soll ich ihr sagen? Was für eine Antwort soll ich ihr bringen?«

Bei diesen Worten faßte Horace eine Hand Duvalloir's und drückte sie mit Wärme, während er ihn mit flehenden Blicken ansah. Nach einigem Zögern antwortet Duvalloir:

»Nun, ich will ... zu Ihnen kommen. Ich verspreche es Ihnen.«

»Sie machen mir damit eine große Freude, lieber Herr Duvalloir. Die Dame wird überglücklich sein, wenn ich ihr diese Nachricht bringe.«

»Ich will ja nicht zu ihr kommen, sondern zu Ihnen.«

»Ich habe es wohl verstanden; aber sie ist ja in Montagny, Sie werden ihr begegnen ...«

»Aber es darf Niemand wissen.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Herr Duvalloir. Meine Tante und meine Schwester wissen nicht einmal, daß die Dame Sie kennt. — Wann werden Sie kommen?«

»In einigen Tagen.«

»Sie werden so bald wie möglich kommen, nicht wahr? Ihre Gegenwart wird so ersehnt! Bleiben Sie nicht zu lange aus.«

»Nun ja, in Kurzem werden Sie mich sehen.«

»Welch' ein Glück! — Jetzt, da ich Ihr Wort habe, leben Sie wohl, Herr Duvalloir.«

»Sie wollen schon fort! Wohin?«

»Ich will einige kleine Einkäufe machen und mit dem um fünf Uhr abgehenden Zuge nach Montagny zurückkehren. — O, ich möchte schon dort sein, ich möchte mit Elektricität reisen. Man ist noch nicht so weit, aber man wird auch dahin kommen. — Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?«

»Ja, lieber Freund, auf baldiges Wiedersehen.«

Duvalloir nimmt mit einem warmen Händedruck Abschied von Horace. Dieser entfernt sich eilends, denn er sagt zu sich:

»Ich will mich nicht länger bei ihm aufhalten, er könnte seinen Entschluß ändern.«

Um fünf Uhr Abends fährt er ab; um halb sieben steigt er zu Ermenonville aus und schlägt den zur Klatschrosenwiese führenden Fußpfad ein. Es ist kaum sieben Uhr, als er daselbst ankommt, und seine ersten Blicke fallen auf Boussi und dessen Frau, die auf der Wiese sind und etwas zu suchen scheinen.

Horace fängt, sobald er auf die Wiese kommt, an zu singen, um die Aufmerksamkeit zu erregen, aber der Banquier ist so eifrig mit Suchen beschäftigt, daß er ihn kaum beachtet. Ebenso Madame, die, beständig ins Gras schauend, das Haselnußgebüsch umkreiset.

»Eine Brieftasche und ein Strumpfband machen ihnen viel zu schaffen,« sagt Horace zu sich. »Suchet nur, meine werthen Freunde, Ihr werdet nichts finden. Aber bald werdet Ihr von euren verlorenen Sachen etwas Näheres erfahren.«

Horace findet Tante und Schwester vor der Thür, und Beide fragen ihn zugleich:

»Hast Du Herrn Duvalloir gesprochen? Bist Du mit deiner Fahrt zufrieden?«

»O ja, ich bin sehr zufrieden. Aber vor Allem muß ich mit Madame Huberty sprechen. Wo ist sie?«

»In einem kleinen Zimmer, das sie selbst gewählt hat, im ersten Stock, am Ende des Ganges. Es ist das

kleinste, einfachste Zimmer im Hause, aber sie wollte kein anderes.«

»Gut, ich eile zu ihr.«

Tante und Nichte können nicht begreifen, was Horace und die junge Dame mit einander haben; aber sie mögen ihn nicht mit Fragen bestürmen, denn eine Ahnung sagt ihnen, daß Duvalloir mit dieser Angelegenheit in Verbindung stehe.

Horace findet die junge Frau in Gedanken vertieft; aber als sie Jemand kommen hört, als sie ihren von Freude strahlenden jungen Freund erblickt, erräth sie, daß er ihr gute Nachrichten bringt.

»Haben Sie ihn gesprochen?« fragt sie, ihm entgegeneilend.

»Ja wohl, ich habe ihn gesprochen. Er weiß, daß Sie hier sind ...«

»Er weiß es? Und was hat er gesagt?«

»Er wird kommen, er hat mir's versprochen.«

»Er wird kommen! O mein Gott! Ist es möglich!... Er wird kommen und mich anhören?«

»Allerdings, er weiß ja, daß Sie hiehergekommen sind, um ihm zu begegnen, und wenn er Ihnen ausweichen wollte, würde er sich nicht entschließen, ebenfalls hieher zu kommen.«

»Wann wird er kommen?«

»Er hat keinen Tag bestimmt und ich wollte ihn nicht drängen; aber ich habe ihn gebeten, nicht lange auszubleiben, und er wird gewiß bald kommen.«

»Lieber Horace, wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig! Ich hoffe nicht, daß er mir verzeihen wird, aber wenn

er mich angehört hat, wird er vielleicht sehen, daß ich minder schuldig bin, als er glaubt.«

»Ich habe mich beeilt, Ihnen diese gute Nachricht zu bringen. Jetzt will ich mich umkleiden und ausruhen . . . vor Allem aber einen Fund, den ich gemacht, in Augenschein nehmen.«

Horace begibt sich in sein Zimmer, zieht seine Jacke an und findet das in der Tasche gelassene Portefeuille. Er mustert sogleich den Inhalt. Nach einigen unbedeutenden Noten findet er einen von Floquart unterzeichneten Brief, in welchem noch ein anderer eingeschlossen ist. Der Brief Floquart's lautet folgendermaßen:

»Lieber Boussi, ich erhalte soeben die fünfunddreißigtausend Francs, die ich von Ihnen verlangt, um Ihnen den an mich nach Marseille geschriebenen Brief zurückzugeben. Dieser Brief konnte Ihnen höchst gefährlich werden, denn es war daraus ersichtlich, daß Sie die dreihunderttausend Francs, welche Ihrem Neffen Oswald nach dem Tode seines Vaters Louis Edmond Boussi, Ihres Bruders, zukamen, für sich behalten hatten. Mich compromittirt der Brief allerdings auch, denn ich hatte Ihnen ja das Mittel, diese Summe für sich zu behalten, an die Hand gegeben; aber ich hatte nichts zu verlieren, Sie dagegen haben sich zu einer hohen Stellung aufgeschwungen, wo Ihnen das Bekanntwerden dieses Familientrugs sehr schaden könnte. Jetzt sind wir ausgeglichen; ich stehe nichtsdestoweniger zu Ihren Diensten.

»Floquart.«

»Paris, 20. August 1860.«

»Dieser Brief ist schon sehr kostbar!« sagt Horace zu

sich und steckt das Schreiben Floquart's in die Tasche. »Jetzt will ich sehen, was in Bouffi's Briefe steht. — Er ist schon von altem Datum, vom Juni 1851. Ja, zu jener Zeit hat Oswald, wie er uns gesagt, seinen Vater verloren. Die Adresse lautet: An Herrn Floquart in Marseille. Der Inhalt muß sehr interessant sein.«

Horace liest:

»Lieber Floquart, mein Bruder ist wirklich seit sechs Wochen todt, aber Sie melden mir, daß ein aus der Levante kommendes Schiff ihm für dreihunderttausend Francs schnell verkäuflicher Waaren bringt. Man hat Sie beauftragt, mich davon in Kenntniß zu setzen, weil man weiß, daß Sie den Bruder des Verstorbenen kennen; Sie versichern, daß der Capitän des Handelsschiffes von einem Sohne meines Bruders gar nichts weiß, und Sie erbieten sich, von meinem Neffen kein Wort zu sagen, wenn ich Ihnen einen Antheil an dem Geschäft zusichern will. Ich gehe auf Ihren Antrag ein, lieber Floquart, die Sache muß natürlich unter uns bleiben. Ueberdies werde ich dieses Geld nutzbringend zu verwenden wissen, es wird ja später doch an meinen Neffen fallen. In zwei Tagen reise ich nach Marseille ab. Vorsicht und Verschwiegenheit.

»Bouffi.«

»O, Schwester, jetzt kannst Du Hochzeit machen, und mit einer schönen Ausstattung!« sagt Horace frohlockend nachdem er die beiden Briefe gelesen.

Letztere legt er sorgfältig in eine Schublade, die er verschließt. Dann eilt er in den Salon hinunter, nimmt seine Schwester beim Kopf, küßt sie und tanzt mit ihr.

»Bald wird deine Hochzeit sein, Virginie!« jubelt

er; »alle Hindernisse sind jetzt beseitigt. Morgen gehe ich zu Herrn Boussi und verlange nicht nur seine Einwilligung zu der Heirat, sondern auch eine anständige Ausstattung. Wenn's nicht so spät wäre, so würde ich noch diesen Abend hinübergehen. Aber es ist besser, bis morgen zu warten.«

Madame Rennecart, die ihren Hörtrichter nicht angesetzt hat, begreift nicht, warum die Geschwister so lustig sind, und warum Madame Huberty das Haus nicht verlassen will; aber ihr Neffe schreit ihr ins Ohr:

»Es wird Dir bald Alles klar werden, Tante, und Du wirst sehen, ob dein Neffe Recht hatte, der Zukunft zu vertrauen.«

Am andern Morgen gegen zehn Uhr begibt sich Horace in sorgfältiger Toilette zu dem Banquier, der seine Villa nicht verlassen wollte, ohne die verhängnißvolle Brieftasche wiedergefunden zu haben.

Der Banquier war allein in einem Zimmer des Erdgeschosses, als sein junger Nachbar vor ihm erscheint. Er ist ganz betroffen, als er Horace erblickt, denn er fürchtet, daß die Brieftasche mit diesem Besuch im Zusammenhange stehe.

»Herr Boussi,« sagt Horace mit einer leichten Verbeugung, »ich komme zum zweiten Male, aber dieses Mal hoffentlich nicht ohne Erfolg — Sie um Ihre Einwilligung zu der Vermälung Ihres Neffen Oswald mit meiner Schwester Virginie Bermont zu bitten; ich ersuche Sie überdies, daß Sie, um die Zukunft der jungen Gatten zu sichern, Ihrem Neffen fünfzigtausend Francs baar auszahlen und ihn in den Besitz dieser Villa setzen, denn die

jungen Leute werden nach der Hochzeit hier wahrscheinlich ihren Wohnsitz nehmen.«

Boussi wird sehr blaß, denn als er diesen mit so großer Zuversicht gemachten Antrag hört, kann er kaum noch zweifeln, daß seine Brieftasche dabei im Spiel sei; er sucht indeß seine Besorgnisse zu bekämpfen und antwortet:

»Herr Bermont, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich in diese Heirat nicht willigen kann, und die lächerlichen Forderungen, welche Sie daran knüpfen, begreife ich nicht ...«

»So! Sie begreifen nicht! Sie finden meine Forderungen lächerlich! Nun, dann muß ich's Ihnen begreiflich machen und mich klar und deutlich ausdrücken. Ihr Bruder erwartete eine beträchtliche Waarensendung, als ihn der Tod überraschte. Das Schiff lief mit einer kostbaren Fracht in den Hafen von Marseille ein; Sie verkauften die Waaren um dreihunderttausend Francs und behielten den Erlös; Ihr Neffe, der rechtmäßige Erbe dieser Summe, wurde betrogen. Diese ganze Operation machten Sie auf den Rath Ihres würdigen Freundes Floquart, der natürlich in Folge dieses wichtigen Dienstes einen offenen Credit bei Ihnen bekam.«

Der Banquier wird noch blässer, er macht fruchtlose Versuche sich zu fassen und stammelt:

»Das ist ein aus der Luft gegriffenes Märchen ... ich verstehe Sie nicht. Wer hat Ihnen diesen Unsinn erzählt?«

»Es ist die reine Wahrheit, Herr Boussi; ich habe sie in dem Briefe Ihres Freundes Floquart und in dem Ih-

rigen gefunden; beide Briefe waren in diesem Portefeuille, das Sie gestern Früh auf der Wiese verloren haben.«

»Was! Sie haben sich erlaubt, die in meinem Portefeuille befindlichen Briefe zu lesen!«

»Ha! ha! Ihre Entrüstung ist höchst komisch: Sie haben sich ganz andere Dinge erlaubt. — Hier, Herr Boussi, ist Ihre Brieftasche, ich gebe sie Ihnen mit ihrem ganzen Inhalte zurück ... mit Ausnahme jener beiden interessanten Briefe, die ich behalten, um gelegentlich einen guten Gebrauch davon zu machen.«

»Geben Sie mir die beiden Briefe zurück, Herr Bermont! Sie haben nicht das Recht, sie zu behalten.«

»Hatten S i e denn das Recht, Ihrem Neffen dreihunderttausend Francs zu stehlen? Ja, stehlen! Der Ausdruck ist wohl ein bischen hart, aber es ist der richtige, und ich werde ihn vor Gericht anwenden, wenn Sie mich zwingen, diese Angelegenheit der richterlichen Entscheidung vorzulegen.«

Diese Drohung raubt dem Banquier vollends seine Fassung; er erwiedert stammelnd:

»Herr Bermont, ich willige in die Vermälung meines Neffen mit Ihrer Schwester ...«

»Und zahlen ihm fünfzigtausend Francs baar aus?«

»Ja, ich ... zahle sie ihm aus.«

»Und setzen ihn in den Besitz dieses Landhauses, an welchem Ihnen ohnedies wohl nicht viel liegen wird.«

»O ja, es liegt mir viel daran.«

»Ja, wegen des Schatzes. Aber Sie sehen ja, daß er nicht aufzufinden ist.«

»Lassen Sie mir Bedenkzeit ...«

»Um noch zu suchen, nicht wahr? Nun wohl, ich lasse Ihnen acht Tage Bedenkzeit. Willigen Sie in meine Forderung, und ich gebe Ihnen Ihre Briefe zurück und das Abenteuer bleibt unbekannt; sogar Ihr Neffe soll nichts davon erfahren, er wird Sie als den vortrefflichsten und großmüthigsten Oheim preisen; widrigenfalls werde ich gezwungen ...«

»Genug! Ich bitte Sie, lassen Sie es gut sein. Ich höre meine Frau kommen; sie wird meine Einwilligung in diese Heirat nicht begreifen ...«

»Glauben Sie? Ich verspreche Ihnen, daß Sie von ihr gedrängt werden sollen, alle Bedingungen, welche ich an diese Heirat knüpfe, zu erfüllen.«

»Hortense! Nicht möglich!«

»Sie werden sehen.«

Die schöne Hortense kommt in das Zimmer, in welchem sich ihr Mann befand. Sie scheint sehr erstaunt, den vormaligen Buchhalter zu finden; sie erwiedert die tiefe Verbeugung, welche er ihr absichtlich macht, kaum mit leichtem Kopfnicken, und sagt zu ihrem Manne:

»Du bist nicht allein, wie ich sehe. Ich wollte nur fragen, ob Du heute nach Paris fährst; ich hätte einige Bestellungen zu machen, Du würdest wohl so gut sein, sie zu besorgen. Bist Du mit dem Herrn noch nicht fertig?«

»Nein, Madame,« antwortet Horace, »Herr Boussi ist noch nicht ganz mit mir fertig. Wir waren indeß beinahe einig, es handelte sich nur um eine Kleinigkeit, und ich zweifle keineswegs, Madame, daß die Angelegenheit schnell zum Abschluß kommen würde, wenn Sie die Güte

hätten, ein gutes Wort für mich einzulegen und mein Ansuchen zu unterstützen.«

»Ihr Ansuchen! Ich weiß ja nicht, was Sie von meinem Manne wollen.«

»Es ist eine Angelegenheit, Madame, von der ich Ihnen schon gesagt zu haben glaube: es handelt sich um die Vermälung seines Neffen Oswald mit meiner Schwester . . .«

»Ha! ha! ha! Ein hübscher Spaß!«

»Und außerdem um eine anständige Ausstattung Oswalds; denn da die Braut kein Vermögen hat, so muß für eine Ausgleichung gesorgt werden.«

»Und für solche Albernheiten verlangen Sie meine Fürsprache?«

»Ja, Madame, ich hatte sogar große Hoffnung.«

»Ich finde Sie sehr keck, mir das zu sagen.«

»Ist das Ihr letztes Wort, Madame?«

»Ja wohl, und ich wünsche nichts mehr davon zu hören.«

Horace tritt zwei Schritte zurück, wendet sich um und ruft aus allen Kräften:

»Schildwachen, gebt Acht!«

Bouffi macht große Augen.

»Was bedeutet das?« fragt er erstaunt.

Aber die schöne Hortense wechselt die Farbe und wird so betroffen, daß sie genöthigt ist, sich an einem Tische zu halten.

»Entschuldigen Sie,« sagt Horace, »es ist eine Angewöhnung aus meiner Kindheit . . . ein Ausruf, der mir oft unwillkürlich entschlüpft . . . und der erst unlängst einen

sehr gefährlichen Herrn in Schrecken setzte, als er mit einer Dame . . .«

»Herr . . . Bermont,« fällt ihm Hortense rasch ins Wort, »ich habe mich besonnen . . . die Sache in Erwägung gezogen. Im Grunde, wenn Oswald Ihre Schwester liebt, so ist es besser, der Vereinigung der beiden jungen Leute kein Hinderniß in den Weg zu legen. Ich habe gegen die Heirat nichts einzuwenden . . . im Gegentheil, ich will Ihre Werbung gern bei meinem Manne unterstützen.«

Der Banquier sieht nun seine Frau erstaunt an. Horace verneigt sich vor der Dame und sagt zu ihr:

»Ich hoffte wohl, daß Sie sich anders besinnen würden. Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank, Madame, und erlauben Sie, daß ich Ihnen einen kleinen Gegenstand übergebe, der aller Wahrscheinlichkeit nach Ihnen gehört.«

Er nimmt das Strumpfband aus der Tasche und überreicht es der Dame, die es schnell ergreift.

»Was ist das? Ein Strumpfband?« fragt der Banquier.

»Ja . . . ja, ich hatte es im Garten verloren . . .«

»Und ich habe es gefunden . . . an der Stelle, wo es Madame verloren.«

Horace lächelt und betont diese letzten Worte; aber Madame Boussi sieht ihn mit einem so flehenden Blicke an, daß er schnell hinzufügt:

»Da nun die Vermälung Oswalds mit meiner Schwester beschlossen ist, so wird Herr Boussi wohl die Güte

haben, es seinem Neffen zu sagen, wenn er nach Paris geht.«

»Ja, ich will ihn noch heute davon in Kenntniß setzen.«

Horace empfiehlt sich und geht fort. Dieses Mal beantwortet Madame Boussi seine Verbeugung mit einem tiefen Knix.

Virginie erwartete hinter dem Gitterthor die Rückkehr ihres Bruders. Dieser faßt wieder ihre beiden Hände und tanzt mit ihr durch den Hof.

»Die Sache ist in der Ordnung!« frohlockt er. »Alle Hindernisse sind beseitigt, der Banquier gibt Dir seinen Neffen, und Ihr seid reich, Ihr werdet ein Haus für Euch allein haben. In acht Tagen ist Alles abgemacht.«

»Ist das wirklich wahr, Bruder?«

»Ja wohl, es ist so verabredet.«

Und Virginie hüpft zu ihrer Tante und sagt in ihrem Freudentaumel:

»Jetzt bekomme ich ihn doch . . . und ein Haus dazu . . . in acht Tagen. Der Banquier willigt ein.«

Sie läuft davon, ehe ihre Tante Zeit hat, ihren Hörtrichter zu nehmen, so daß sie nicht weiß, warum ihre Nichte so ausgelassen lustig ist.

Nur Emma nimmt keinen Theil an der allgemeinen Freude: sie sieht den Tag zu Ende gehen, ohne daß Duvalloir erscheint; aber Horace macht ihr wieder Hoffnung.

»Morgen wird er kommen, Madame,« sagt er; »ich weiß es gewiß, ich habe eine Ahnung. Vertrauen Sie nur mir, ich habe Glück!«

Achtes Capitel.

Ein großer Zufall.

Den andern Morgen nach dem Frühstück hat sich Emma in den kleinen Park begeben. Hier, neben dem Kiosk, verweilt sie gern, um sich ungestört ihren Gedanken zu überlassen. Die muntere Virginie ist keine passende Gesellschaft für die ernst und traurig gestimmte junge Frau und Horace ermuntert seine Schwester auch nicht, sich ihr anzuschließen. Er sieht wohl, daß Emma allein zu sein wünscht, und er gibt der vergnügten Braut vielmehr den Rath, die Dame in ihrer Einsamkeit nicht zu stören.

Gegen Mittag tritt ein Herr in das schöne Gitterthor des Hofes, und Horace, der an einem Fenster des Erdgeschosses immer lauerte und beobachtete, eilt dem Ankommenden entgegen.

Duvalloir ist noch blässer als gewöhnlich, sein Gesicht ist noch trauriger und in seinen Augen liegt eine geheime Unruhe, eine Aufregung, die er nicht zu überwinden vermag. Er reicht seinem jungen Freunde die Hand und versucht zu lächeln, aber er kann nur seufzen.

»Endlich sind Sie da, Herr Duvalloir!« sagt Horace. »Mit welcher Sehnsucht hat man . . . habe ich Sie erwartet! Da Sie gestern nicht kamen, so gab man schon alle Hoffnung auf . . .«

»Ist sie noch hier?« fragt Duvalloir mit unsicherer Stimme.

»O ja, sie ist seit vorgestern nicht ausgegangen. Aber sie sucht die Einsamkeit, sie flieht die Menschen; sie fürchtet sich sogar vor dem Gärtner und der Gärtnerin, und es sind doch so gute Leute.«

»Ist sie im Hause?«

»Nein, sie ist fast den ganzen Tag im Park, bei dem Kiosk; sie sitzt auf der Bank, wo Sie ausruhten, als Sie hier waren.«

Duvalloir geht einige Schritte auf den Garten zu; dann steht er still und sagt:

»Ich hatte Unrecht, in diese Unterredung zu willigen. Was kann es nützen, auf Ereignisse zurückzukommen, die uns unglücklich gemacht haben? Es ist besser, daß ich sie nicht sehe.«

»Lieber Herr Duvalloir, wenn Sie einige Freundschaft für mich haben, so ändern Sie Ihren Entschluß nicht! Es wäre zu spät. Haben Sie Mitleid. Man erwartet Sie. Kommen Sie.«

Horace nimmt Duvalloir bei der Hand und geht mit ihm rasch durch den Garten, und dann auf den zum Kiosk führenden Weg. Duvalloir widerstrebt nicht mehr, er läßt sich führen. Als sie bald am Ziele sind, bemerkt Horace die unter dem Baume sitzende junge Frau. Er läßt nun die Hand seines Begleiters los, läuft voraus, flüstert ihr zu: »Da ist er!« und eilt weiter, bis er hinter dem Kiosk verschwindet.

Emma ist auf die Knie gefallen, ihr Kopf ist gesenkt, ihr Gesicht mit Thränen benetzt. Duvalloir tritt auf sie zu und sagt zu ihr:

»Stehen Sie auf, Madame. Ich habe in diese Unter-

redung nicht gewilligt, um Sie zu meinen Füßen zu sehen. Stehen Sie auf, ich will es, und sagen Sie mir, warum Sie diese Zusammenkunft gewünscht haben.«

Die junge Frau gehorcht, sie steht auf, setzt sich auf die Bank und sagt, ohne ihn anzusehen:

»Herr Duvalloir ... ich weiß, daß ich sehr gefehlt habe. Ich wünschte eine Unterredung mit Ihnen, nicht um mein Vergehen zu beschönigen; aber ich wollte Ihnen sagen ... ach, werden Sie mir glauben? ... Sie sollten erfahren, daß ich keineswegs die Absicht gehabt, mit ... dem Manne, der mich in's Verderben gestürzt, zu fliehen. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen?«

»Reden Sie, ich höre.«

»Ich war seit drei Jahren Ihre Gattin, und Sie machten mich sehr glücklich; Sie kamen allen meinen Wünschen zuvor; Ihre Liebe zu mir war grenzenlos, und wenige Frauen hätten sich rühmen können, einen solchen Mann zu haben. Wir wohnten seit einigen Monaten in diesem Landhause, als Theodor Marville uns besuchte. Dieser junge Mann hatte mich vor meiner Vermälung gekannt; er hatte mir den Hof gemacht, ohne daß ich seine schönen Worte beachtete. Dann war er plötzlich auf Reisen gegangen. Ich hätte Ihnen das sagen sollen, als Marville, der Ihnen durch einen Freund empfohlen war, uns besuchte und auf Ihre Einladung oft hierher kam. Ich that es nicht, und dies war mein erstes Unrecht. — Er sagte mir, daß er nie aufgehört habe, mich zu lieben, daß er in Verzweiflung gewesen sei, als er meine Vermälung erfahren und daß er sich das Leben nehmen werde, wenn ich kein

Mitleid mit seinen Qualen hätte. Ich weiß wohl, ich hätte sein Geschwätz gar nicht anhören sollen, aber er folgte mir unaufhörlich, er erhaschte jeden Augenblick, wo ich allein war, um mir seine Liebe zu betheuern, sein Unglück zu schildern. Eines Tages endlich mißbrauchte er meine Schwäche; aber kaum hatte ich den Fehltritt begangen, so wagte ich, die Größe meines Vergehens erkennend, nicht mehr, Ihnen unter die Augen zu treten. Mein Schmerz, meine Angst erregte Ihren Verdacht und es ward Ihnen leicht, die Wahrheit zu entdecken. Sie überraschten Marville zu meinen Füßen, während er mich bat, ihm Abends auf der Wiese in dem Haselnußgebüsche ein Stelldichein zu bewilligen. Als Sie kamen, verschwand Marville, und ich konnte Ihre gerechten Vorwürfe nur mit Thränen beantworten; ich konnte nicht lügen, ich war nicht verderbt genug, um mein Vergehen läugnen zu wollen. — Sie entfernten sich und überließen mich meinem Schmerze, meiner Reue. Kaum waren Sie fort, so kam Marville wieder, sagte mir, ich sei verloren, wenn ich bei Ihnen bliebe; Sie hätten geschworen, sich zu rächen, kurz, es bleibe mir nichts übrig, als mit ihm zu fliehen. Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete, ich konnte mich nicht mehr besinnen, keinen Gedanken mehr fassen. — Die Nacht kam, Sie waren nicht mehr da. Plötzlich hörte ich zwei Schüsse auf der Wiese fallen. Dann eilte Marville herbei, und sagte zu mir: »Kommen Sie geschwind, Herr Duvalloir ist bewaffnet, er will Sie tödten.« — Ich weiß nicht, was ich antwortete, aber ich fürchtete mich, ich ließ mich fortziehen. Eine Postchaise hielt unweit der Parkthür . . . man hob mich hinein, und ich reiste ab. — Ach, ich hätte mich von Ihnen erschie-

ßen lassen sollen, es würde mir viele Schmerzen erspart haben!«

Emma schweigt eine kleine Weile, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen; dann fährt sie fort:

»Kaum hatte ich ein paar Meilen in dem Wagen zurückgelegt, so merkte ich, daß mein Verführer mit mir nach England fliehen und dort mit mir leben wollte. Dieser Gedanke war mir entsetzlich, ich fühlte, daß ich nicht mehr würdig war, bei Ihnen zu wohnen, aber eben so wenig wollte ich auch bei dem Manne bleiben, der mich ins Verderben gestürzt hatte und dessen Gegenwart mir unerträglich war. Ich mußte ihm jedoch meinen Entschluß verbergen, denn er würde denselben bekämpft und mir die Ausführung vielleicht unmöglich gemacht haben. Wir hielten in Paris an; von dort wollte Marville mit mir auf der Eisenbahn nach Boulogne reisen. Aber während er sich auf kurze Zeit entfernte, entwich ich aus dem Gasthofe, wo wir abgestiegen waren, und eilte zu einer alten Dame, die eine Freundin meiner Mutter gewesen war. Ich erzählte ihr Alles, was mir begegnet war, ich verhehlte ihr mein Vergehen nicht, aber ich weinte an ihrer Brust und sagte zu ihr: Nehmen Sie mich in Schutz; behalten Sie mich einige Zeit bei sich! Ich werde das Haus nicht verlassen. Mein Entführer wird des Suchens überdrüssig werden, und dann werde ich unter einem andern Namen eine einsame Wohnung beziehen, wo ich keinen Besuch empfangen, wo ich unentdeckt bleiben werde. — Die Dame ward gerührt durch meine Thränen, meine Reue; sie gewährte mir die Bitte, und ich wohnte drei Monate bei ihr, ohne auch nur einmal auszugehen. Dann

miethete ich unter dem Namen Huberty eine kleine Wohnung in einem Hause der Rue du Temple. — Ich hatte, wie Sie wissen, eine von meiner Mutter ererbte Jahresrente von dreitausend Francs; diese Summe war für meine sehr einfachen Bedürfnisse mehr als genügend. Vor einem Jahre erfuhr ich von meiner alten Freundin, daß Marville in England, wo er sich nach langen Reisen niedergelassen, gestorben sei, und seitdem trug ich weniger Bedenken, aus meiner Einsamkeit hervorzutreten. — Dies ist die ganze Wahrheit; stimmt sie mit den Nachrichten überein, welche Sie über mich erhalten haben?«

»Es ist wahr,« erwiedert Duvalloir, »man sagte mir, daß man Sie nie mit Marville gesehen; aber Sie hätten immerhin bei ihm sein und sich den Blicken entziehen können.«

»Ich habe Ihnen Alles gesagt; glauben Sie mir nicht?«

»Ja, ich glaube Ihnen ... ich glaube sogar an Ihren Schmerz, an Ihre Reue ...«

»Ach, wenn Sie wüßten, wie ich meinen Fehltritt beweint habe ... dann würden Sie Mitleid mit mir haben und vielleicht ...«

»Würde ich Ihnen verzeihen können, nicht wahr, Emma? Allerdings, wenn ich bedenke, wie jung Sie damals noch waren; da ich weiß, daß der elende Marville todt ist, und zumal, da ich Ihre Thränen, Ihren Schmerz sehe, könnte ich Ihnen wohl verzeihen, Ihnen wieder meine Arme öffnen und bedenken, daß aufrichtige Reue nur aus einem tugendhaftem Herzen kommen kann ...«

»O mein Gott ... wäre es möglich!«

»Nein, es ist unmöglich, weil Sie mich zum Verbrecher gemacht haben; weil ich, in der Meinung, Ihren Verführer zu bestrafen, eine Person, die mich gar nicht beleidigt hatte, verwundet, vielleicht getödtet habe. Und dies kann ich mir nie verzeihen!«

»Was meinen Sie?« erwiedert Emma erstaunt; »ich verstehe Sie nicht.«

»Hören Sie mich an. Als ich den nichtswürdigen Marville zu Ihren Füßen überraschte, bat er Sie um ein Stelldichein; er suchte Sie zu überreden, sich Abends auf die Wiese, in das Haselnußgebüsch zu begeben, welches der kleinen Parkthür gerade gegenübersteht.«

»Ja, ich erinnere mich . . . es ist wahr, er bat mich um ein Stelldichein, aber ich ging nicht hin.«

»Ich weiß es. Marville ging leider auch nicht hin. Aber ich zweifelte nicht, daß Sie sich einfinden würden, ich lud meine Pistolen und erwartete ungeduldig die Nacht. — Ich will nicht läugnen, daß ich die Absicht hatte, Sie Beide todtzuschießen. Als es Nacht geworden war, schlich ich mich zu der kleinen Thür hinaus, auf die Wiese, versteckte mich in dem Gebüsch und erwartete mit schußfertigen Pistolen den Augenblick, um mich zu rächen. — Endlich erscheint ein Mann . . . es ist sein Wuchs, seine Haltung ... kurz, es ist dein Verführer. So glaubte ich wenigstens. Er kommt auf das Gebüsch zu. — »Elender,« rufe ich ihm zu. »da hast Du deinen Lohn!« und feuere beide Schüsse auf ihn. Er fällt und ich eile ganz bestürzt nach Hause. Ich frage meinen Diener wo Madame ist, und er antwortet mir: »Sie ist soeben mit Herrn Marville in den Wagen gestiegen.« — »Mit Herrn Marville!« erwiedere ich;

»das ist unmöglich, Du irrst Dich!« — »O nein,« antwortet er, »ich habe ihn schon lange unten gesehen; er lauerte Ihnen auf, und als Sie nach der Wiese gingen, kam er geschwind und holte Madame.« — Es war also nicht mehr zu bezweifeln, ich hatte einen Schuldlosen erschossen . . . und der Elende, den ich züchtigen wollte, war meiner Rache entgangen! . . . In meiner Verzweiflung begab ich mich mit einer Laterne wieder auf die Wiese und suchte den Unglücklichen, den ich getroffen. Ich sah viele Blutspuren an der Stelle, wo er niedergesunken war, aber weiter nichts. Der Unglückliche ist vielleicht durch meine Schuld ums Leben gekommen. Er hat keine Ahnung von den Gewissensbissen, die mich verfolgen!«

»Ich bin's! . . . ich bin's! . . . Es ist Alles gut, härmen Sie sich nicht mehr . . . ich bin ja nicht todt, meine Wunde war nicht gefährlich.«

Diese Worte, welche die Erzählung Duvalloir's so plötzlich unterbrechen, ruft ihm Horace zu, der hinter dem Kiosk hervorspringt und hinzufügt:

»Verzeihen Sie mir. Ich habe gelauscht, es war sehr indiscret von mir. Aber nachdem ich mir so viele Mühe gegeben, diese Unterredung zu Stande zu bringen, wollte ich auch wissen, ob es mir gelungen, Sie zu versöhnen. Ich befand mich hinter diesem Kios, wo man Alles hören konnte, was Sie sprachen, und ich blieb. Und es ist gut, daß ich nicht fortgelaufen bin, denn ich kann ja das einzige Hinderniß beseitigen, welches dem Vergessen Ihres Kummers noch im Wege stand. — Ja, Herr Duvalloir, ich kam vor vier Jahren auf die Wiese, um den bewußten Schatz zu suchen . . . und als ich dem Gebüsch nahe komme,

da knallt es, piff! paff! und zwei Schüsse fallen. Der erste fehlt, der zweite aber trifft mich in die Seite . . . hier auf dieser Stelle. Wenn's ein paar Zoll höher gekommen wäre, so hätte ich wohl nicht wieder aufstehen können; aber die Wunde ist schnell wieder geheilt.«

»Sie waren es, mein armer Horace! Sie waren es, den ich beinahe erschossen hätte! . . . Ach, werden Sie mir je verzeihen?«

Bei diesen Worten faßte Duvalloir die beiden Hände des jungen Mannes und sah ihn mit Angst an.

»Ob ich Ihnen verzeihe! Fürwahr eine schöne Frage. Ja, ja, ich verzeihe Ihnen . . . aber unter einer Bedingung . . .«

Und Horace zeigt auf Emma, deren noch mit Thränen gefüllte Augen auf ihren Gatten gerichtet waren. Duvalloir hat verstanden, was der junge Mann will; er schließt Emma in seine Arme und hält sie lange umschlungen.

»Jetzt habe ich Ihnen nicht nur verziehen,« fügt Horace hinzu, »sondern ich bin bereit, für Sie und Madame das Leben zu lassen, wenn sich die Gelegenheit darbieten sollte.«

Duvalloir läßt endlich seine Frau los, um Horace an sein Herz zu drücken. Er scheint den Gedanken noch immer nicht fassen zu können, denn er sagt zu wiederholtenmalen:

»Sie waren's also, mein armer Freund! Und ich wäre beinahe Ihr Mörder geworden . . .«

»Reden wir nicht mehr davon, lieber Herr Duvalloir, es ist ja glücklich abgegangen . . .«

»Darauf kommt es nicht an. Es ist nicht minder meine

Pflicht, Sie für den Schmerz, den ich Ihnen gemacht, zu entschädigen. — Mein Gott! sollte es dieser Umstand sein, der mich zu Ihnen hinzog, der die Ursache ist, daß ich an dem ersten Tage, wo ich Sie sah, den Wunsch hegte, Sie näher kennen zu lernen!«

»Mir ging's eben so,« erwiedert Horace; »es gibt Sympathien, die man nicht zu erklären weiß und die gleichwohl volle Berechtigung haben.«

»Sie haben mich wieder glücklich gemacht, denn ich werde nun nicht mehr durch den quälenden Gedanken verfolgt, den Tod eines Unschuldigen verursacht zu haben ... und ich habe meine Lebensgefährtin wieder gefunden, ich kann sie nun wieder an mein Herz drücken. Sie vergelten mir Böses mit Gutem. — Jetzt ist's an mir, Ihr Glück zu sichern. Kommen Sie zu Ihren Angehörigen. Ich will, bevor ich mit meiner Frau nach Paris reise, Ihrer achtbaren Tante und Ihrer liebenswürdigen Schwester einen Beweis meiner wärmsten Freundschaft geben. Es versteht sich, lieber Freund, daß der traurige Unfall, Ihre Verwundung, unter uns bleibt.«

»Lieber Herr Duvalloir, ich plaudere nur Dinge aus, die Anderen Freude machen können; alles Andere vergesse ich und denke nicht mehr daran. Meine Tante könnte sich zwölf Hörtrichter an die Ohren halten, sie würde nie ein Wort über den Vorfall hören. — Aber wollen Sie uns denn schon wieder verlassen?«

»Ja, lieber Freund, der Aufenthalt auf diesem Landgut würde weder meiner Frau noch mir angenehm sein. Wir wollen nach Paris gehen und dann eine Zeit lang reisen. Du bist doch damit einverstanden, Emma?«

»Lieber Duvalloir, wenn ich nur bei Dir bin und Dich nicht mehr verlassen muß, so bin ich überall glücklich.«

»Wenn wir wieder nach Frankreich zurückkehren, lieber Horace, wird meine erste Sorge sein, zu Ihnen zu kommen und Ihnen die Hand zu drücken.«

Duvalloir nimmt den Arm seiner Frau und Beide begeben sich mit Horace in das Haus. Im Salon findet man Madame Rennecart und ihre Nichte, die sehr erstaunt sind, die anmuthige Dame aus dem vierten Stock am Arme Duvalloir's zu sehen. Aber dieser macht ihrem Erstaunen ein Ende, indem er nach den ersten Begrüßungen zu ihnen sagt:

»Ich stelle Ihnen meine Frau vor.«

»Ihre Frau! . . . Wie, Madame Huberty . . .«

»Ist in der Wirklichkeit Madame Duvalloir. Wir lebten getrennt . . . in Folge eines unangenehmen Auftrittes . . . aber im Herzen haben wir uns immer geliebt. Ihr Neffe hat zufällig das Band entdeckt, das uns vereinigte, und er ruhte nicht, bis er uns versöhnt.«

»Was! Der Sausewind hat das gethan!«

»Ja, Madame, ich verdanke ihm viel, ich verdanke ihm mein Lebensglück. Sie sind von jetzt an hier zu Hause, denn ich bitte Horace, dieses Landhaus von mir annehmen zu wollen.«

»Was sagen Sie, Herr Duvalloir! Diese schöne Besitzung soll mein sein? O das ist zu viel!«

»Nein, es ist nicht genug. Aber ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihre Schwester auszustatten und so zur Beseitigung der Hindernisse, welche ihrer Vermälung im Wege standen, das Meinige beizutragen.«

»Es waren ja keine Hindernisse mehr vorhanden...«

»Wenn Sie die Annahme verweigerten, lieber Horace, so müßte ich glauben, daß Sie mir noch zürnen, und dieser Gedanke würde mein Glück trüben. — Sie werden bald die Documente erhalten, welche Sie in den Besitz dieses Landhauses setzen. — Und nun leben Sie wohl. Vergessen Sie nicht, daß wir immer Ihre besten Freunde sein werden.«

Duvalloir schließt Horace in seine Arme. Emma küßt Tante und Nichte, dann verabschiedet sie sich mit einem warmen Händedruck von ihrem jungen Freunde, der ihr den Gatten wiedergegeben. Beide verlassen das Sykomorenhaus, von Horace bis an das Gitterthor begleitet. Zu den sich ehrerbietig empfehlenden Gärtnersleuten sagt Duvalloir, auf seinen jungen Freund zeigend:

»Dies ist jetzt euer einziger Herr, der wirkliche Eigenthümer des Hauses.«

Und der Gärtner sagt zu seiner Frau:

»Siehst Du wohl! Ich sagte Dir's ja, daß er das Haus gekauft.«

»Ist es ein Traum?« sagt Madame Rennecart zu ihrem Neffen, als er wieder in den Salon kommt. »Diese prächtige Besitzung ist dein... Herr Duvalloir schenkt sie Dir!«

»Es ist kein Traum, liebe Tante, wir sind hier zu Hause. Alles gehört uns... sogar der Wein im Keller. Und ich glaube wirklich, daß wir heute einen willkommenen Anlaß haben, ihm zuzusprechen. — Ei, da kommt Oswald wie gerufen... und ich lese in seinem Gesicht, daß er auch vergnügt ist.«

Oswald kam in der That fast athemlos, lachend, hüpfend in die Thür. Er vermochte in der Freude seines Herzens kein Wort hervorzubringen; aber er eilt zu seiner Braut und küßt sie.

»Virginie, mein holdes Bräutchen!« sagt er frohlockend. »Jetzt ist Alles gut. Mein Onkel willigt ein und gibt mir fünfzigtausend Francs bar. Begreifst Du das? Mir steht der Verstand still.«

»Lieber Oswald,« erwiedert Madame Rennecart, »wir erleben hier noch ganz andere Dinge. Wir kommen aus einer Ueberraschung in die andere. Horace ist jetzt Eigenthümer dieses schönen Landgutes, Herr Duvalloir hat es ihm geschenkt . . .«

»Ist es möglich!«

»Ich weiß nicht, ob es möglich ist,« antwortet Horace lachend; »aber ich weiß, daß es wirklich so ist. Ueberdies will Herr Duvalloir meine Schwester ausstatten, und ich weiß gewiß, daß er es thun wird.«

»Eine Ausstattung! ich will keine, ich will nur deine Schwester,« entgegnet Oswald. »Du bist gewiß die Ursache, daß mir mein Onkel fünfzigtausend Francs schenkt. Das ist genug.«

»Nein, es ist nicht genug; er muß Dir auch die Klatschrosenwiese nebst Zugehör geben.«

»Was fällt Dir ein! Ich brauche ja so viel nicht . . ,«

»Und ich sage Dir, daß die Wiese wieder unser Eigenthum werden soll. Die liebe Wiese, sie hat mir immer Glück gebracht, und ihr verdanken wir alle die Freude, die uns jetzt und für alle Zukunft bereitet wird.«

»Wie so? Hast Du den Schatz gefunden?«

»Ich habe mehr als einen gefunden.«

»Den Schatz unseres Vaters?«

»Nein, den allein habe ich noch nicht gefunden. Aber nur Geduld, ich habe Vertrauen zu der Zukunft!«

Neuntes Capitel.

Der fünfblätterige Klee.

Drei Tage nach diesen Ereignissen erhielt Horace einen Brief von Duvalloir mit der beglaubigten Abschrift eines Notariatsactes, der ihn zum Eigenthümer des Sykomorenhauses sammt allem Zugehör machte, und mit einer Anweisung auf sechzigtausend Francs, welche sofort bei einem der ersten Pariser Banquiers zahlbar waren. Der Brief Duvalloir's enthielt nur folgende Worte:

»Ich bitte Sie, lieber Horace, diese Beweise meiner Freundschaft anzunehmen, und bedenken Sie, daß Sie durch Annahme derselben mein Herz erleichtern und mich von den Gewissensbissen befreien, welche mich seit vier Jahren gequält haben. Ich reise mit meiner Frau nach Amerika; wenn wir nach Frankreich zurückkehren, wird unsere erste Sorge sein, zu Ihnen zu eilen und uns zu überzeugen, ob Sie glücklich sind.«

»Ob ich glücklich bin!« ruft Horace; »ich müßte sehr schwer zu befriedigen sein, wenn ich mich jetzt nicht glücklich fühlte. — Eine schöne Besitzung . . . das Geld strömt von allen Seiten herbei. Ja, ich kann wohl sagen: von allen Seiten; der

Banquier hat freilich bis jetzt nur Versprechungen gegeben, aber die Bedenkzeit ist in einigen Tagen zu Ende, und wenn er dann nicht herausrückt, wird's ihm schlecht gehen.«

Horace zeigt nun seiner Tante die Anweisung auf sechzigtausend Francs, die ihm Duvalloir sammt der Schenkungsurkunde über das Landhaus geschickt hat, und Madame Rennecart, die ihren Hörtrichter ans Ohr hält, ruft höchst erstaunt:

»Höre ich recht? Gibt mein Trichter nicht falsche Worte von sich? Außer dieser prächtigen Besitzung schenkt Dir Herr Duvalloir noch sechzigtausend Francs?«

»Ja, Tante, dein Hörtrichter lügt nicht.«

»Aber was hast Du denn für ihn gethan, daß er Dich so mit Wohlthaten überhäuft?«

»Ich habe ihn mit seiner Frau ausgesöhnt.«

»Das ist nicht möglich, es müssen noch andere Verhältnisse dabei im Spiele sein. Ich kann nicht glauben, daß ein Mann auf die Aussöhnung mit seiner Frau einen so großen Werth legt.«

Virginie, die auf der Wiese gewesen war, hüpft erfreut ins Zimmer. Sie hat einige kleine Blätter in der Hand.

»Ich habe eines gefunden!« sagt sie frohlockend. »Da ist es! ... Es wird mir Glück bringen. Oswald muß heute von Paris kommen, sein Onkel wird Wort gehalten haben.«

»Was hast Du da? Was hast Du gefunden, was Dir Glück bringen soll?«

»Bruder, es ist fünfblätteriger Klee ...«

»Fünfblätteriger Klee! ist der denn so selten?«

»O ja, der Klee hat gewöhnlich nur drei Blätter;

sieh nur die Halme an, die Du auf der Wiese mit Füßen trittst, sie sind alle dreiblätterig. Es gibt indeß auch fünfblätterigen Klee, wie Du hier siehst; aber es ist selten, sehr selten, daß man ein Fünfkleeblatt findet, und man versichert, es bringe Glück. Ich muß es wohl glauben, denn unser guter Vater sagte mir oft: »Wenn Du fünfblätterigen Klee findest, so gib wohl Acht, mein Kind, und merke Dir die Stelle: unter einer solchen Pflanze ist immer ein Glück verborgen.«

»Mein Vater hat Dir das gesagt?« fragt Horace, den die letzten Worte seiner Schwester nachdenklich gemacht zu haben scheinen.

»Ja, er hat mir's mehr als einmal gesagt.«

»Und Du hast diesen Klee auf der Wiese gefunden?«

»Ja wohl, beinahe vor unserm Vaterhause, ganz in der Nähe.«

»Komm, Virginie, führe mich geschwind an die Stelle, wo Du diesen Klee gepflückt hast. Du wirst doch die Stelle wiederfinden?«

»O ja, ich habe sie mir gemerkt; es sind noch mehr Fünfkleeblätter da, ich habe sie nicht alle gepflückt.«

»Komm, ich will einen Spaten mitnehmen ... ich habe eine Ahnung.«

»Du willst auf die Wiese gehen? Aber Herr Boussi ist wieder von Paris angekommen, ich habe ihn gesehen, als ich nach Hause kam; er stieg aus seinem Cabriolet.«

»O, das ist mir sehr gleichgiltig. Komm nur, wir wollen keine Zeit verlieren.«

Horace holt schnell einen Spaten, mit welchem die Erde leichter als mit der Haue aufzuwühlen ist, und geht

mit seiner Schwester fort. Beide nehmen ihren Weg zur Wiese. Virginie geht etwas voraus; aber sie ist nicht unschlüssig, denn sie erkennt schon von weitem die Stelle, wo sie die seltene Pflanze gefunden. Sie kommt an die Stelle, kniet nieder, reißt noch einige Kleehalme ab und zeigt sie ihrem Bruder.

»Sieh, Horace, da sind noch Fünfkleeblätter. Der Platz ist gewiß gut.«

»Ich hoffe es. Jetzt geh da weg.«

»Was willst Du denn machen? . . . Ach, mein Gott! Du fängst an zu graben. Du zerstichst ja den schönen Klee!«

»Was liegt an dem Klee, wenn ich darunter finde, was ich suche. — Ja . . . ich fühle schon etwas Hartes unter dem Spaten; ich möchte aber doch nichts zerbrechen.«

»Bruder, solltest Du den Schatz gefunden haben?«

»Ich hoffe es.«

»Ach mein Gott! Da kommt Herr Boussi. Er wird Dich auf seiner Wiese gesehen haben . . . er kommt . . .«

»Gut, er mag nur kommen und sich an dem Anblick des Schatzes weiden.«

Der Banquier kam wirklich schnell herbei. Er trifft mit Horace zusammen, als dieser eben einen irdenen Topf unversehrt aus dem gegrabenen Loch hervorgezogen hat. Es ist ein starker, mit einem großen Korkstöpsel und einer dünnen Bleiplatte verschlossener Topf, in der Form jener, in welche man den Tabak thut, um ihn frisch zu erhalten. Auf dem Bleiplättchen stehen, mit einem Griffel geschrieben, die Worte: »Für meinen Sohn Horace, wenn er in dem Alter ist, davon Gebrauch zu machen.«

»Herr Bermont!« sagt Boussi in großer Aufregung, »der Schatz ist auf meiner Besitzung gefunden, er gehört mir.«

»Nur Geduld, Herr Boussi, schreien Sie nicht so laut,« erwiedert Horace, den irdenen Topf ergreifend. »Lesen Sie was auf dem Deckel steht: »Für meinen Sohn Horace.« — Sie sehen, daß der Fund an mich adressirt ist. Aber wenn ein Schatz darin ist, so ist er sehr leicht ...«

»Dann sind's Banknoten!«

»Mein Vater würde gewiß nicht so einfältig gewesen sein, hier Papiere zu vergraben, welche unter der Erde schimmeln und in Staub zerfallen. Uebrigens bin ich ebenso begierig wie Sie, den Inhalt dieses Topfes kennen zu lernen. Ich sprenge den Deckel.«

Horace hat bald mit einem Messer den Stöpsel herausgehoben; er greift nun in den Topf und zieht ... eine Pfeife hervor, dann eine zweite und eine dritte ... alle drei vollkommen angeraucht. Er sieht den Banquier an, und bricht in ein lautes Gelächter aus.

Boussi mag seinen Augen nicht trauen, er meint, es müsse noch etwas Anderes in dem Topfe sein. Er greift ebenfalls hinein, aber er sucht vergebens, der von dem seligen Bermont vergrabene Schatz besteht in drei angerauchten Pfeifen.

»Mein Papa hat einen Spaß gemacht,« sagt Horace. »Im Grunde konnten drei gute Pfeifen für einen alten Seemann als ein Schatz betrachtet werden, und er hatte wirklich die Absicht, seinem Söhnlein ein Geschenk zu machen. Aber ich bin nicht selbstsüchtig, Herr Boussi, wenn

Ihnen ein Drittheil des Schatzes angenehm ist, so trete ich es Ihnen ab.«

Der Banquier aber weist die Pfeife, die ihm der junge Mann überreicht, zurück, und sagt zu ihm:

»Herr Bermont, haben Sie die Güte, sich in einer Stunde bei mir einzufinden und die bewußten Papiere mitzubringen; wir wollen unser Geschäft abthun.«

»Gut, Herr Boussi, ich werde pünktlich erscheinen, Sie sollen nicht vergebens auf mich warten.«

Horace geht mit seiner Schwester nach Hause. Er sucht sogleich seine Tante auf, und setzt den irdenen Topf zu ihren Füßen nieder.

»Endlich,« sagt er, »haben wir den famösen Schatz gefunden, den mein Vater auf der Wiese vergraben hatte. Da ist er, Tante ... er ist ausschließlich für mich bestimmt.«

»Was ist das? ... Tabakspfeifen! Mein Bruder hatte Pfeifen vergraben! Und er nannte das einen Schatz.«

»Liebe Tante, mein Vater hat wohl gethan. Dieser sogenannte Schatz ist uns vortrefflich zu Statten gekommen, denn er ist die Ursache unseres Glücks, unseres Wohlstandes geworden, denn während ich ihn suchte, habe ich Alles gefunden, was uns in den Besitz unseres ganzen Glückes gebracht hat. Wir verdanken also Alles, was wir jetzt sind, dem Scherz, den mein Vater gemacht hat.«

Horace folgt nun der Einladung des Banquiers, und dieser übergibt ihm fünfzigtausend Francs in Banknoten nebst dem Notariatsact, der seinen Neffen in den Besitz seines Landhauses setzt. Horace händigt ihm dagegen die beiden compromittirenden Briefe ein und fügt hinzu:

»Herr Boussi, wenn Ihnen der Aufenthalt in dieser

Villa gefällt, so bedenken Sie wohl, daß Ihr Neffe keineswegs die sofortige Räumung derselben verlangt; Sie können den ganzen Sommer hier bleiben, wenn es Ihnen beliebt.«

»Nein, dieses Landhaus hat gar keinen Reiz mehr für mich,« antwortet der Banquier; »meiner Frau gefällt es hier auch nicht, und in zwei Tagen werden wir fort sein — Apropos, mein Neffe hat mir gesagt, das Sykomorenhaus gehöre jetzt Ihnen, ist es wahr?«

»Ja wohl, der bisherige Eigenthümer, Herr Duvalloir, hat mir das schöne Gut geschenkt.«

»Ich gratulire Ihnen, Sie verstehen sich eben so gut wie ich auf Geschäfte.«

»Ja, aber ich gehe anders dabei zu Werke.«

Zwei Tage nachher verläßt Bouffi mit seiner Frau das Landhaus. Die schöne Hortense kann die Wiese nicht mehr leiden, seitdem sie auf derselben ein Strumpfband verloren.

Und vierzehn Tage später wird die Vermälung Oswalds und Virginiens gefeiert. Es versteht sich, daß der Neffe das Bureau seines Oheims verlassen hat, um sich ausschließlich seiner Frau und der Besorgung seines Landgutes zu widmen.

Horace, der mit seiner Tante in der Sykomorenvilla bleibt, geht von Zeit zu Zeit nach Paris, um einige seinem Alter angemessene Unterhaltungen zu suchen; er seufzt wohl zuweilen noch, wenn er an die reizende Dame im vierten Stocke, die nun wieder Madame Duvalloir geworden ist, denkt, aber er tröstet sich:

»Es ist besser, daß es so gekommen ist, denn was

bleibt am Ende von einer Liebeständelei? Gar nichts. Von einer guten That hingegen bleibt immer etwas, und wär's auch nur eine süße Erinnerung.«

Wünscht der Leser zu wissen, was aus unseren Bekannten geworden ist? Coquelet ist immer ein leidenschaftlicher Raucher, seine Frau läßt sich ebenfalls Rauchopfer bringen, aber nicht von Tabak, sondern von dem ihr gestreuten Weihrauch. Grangeville führt immer sein Spielzeug bei sich und verlästert alle Leute; deshalb ist er ein sehr gesuchter Gesellschafter, denn Bosheit wird oft für Geist, und Nachsicht für Dummheit gehalten. Madame Burgrave wird immer gefallsüchtiger, ihre Hüte machen großes Aufsehen; sie wähnt, daß alle Leute sich nach ihr umsehen, um sie zu bewundern. Ihr Gemal ist vor Freude über ein gut gelungenes Doublé gestorben. Madame Durchamp spaziert mit ihrem Vetter nicht mehr auf Wiesen, wo Klatschrosen wachsen; Grébois ist den Damen immer noch höchst gefährlich, und die Makkabäerfamilie hat sich um vier Sprößlinge vermehrt, unter denen sich der kleine Jonas fortwährend durch seine Geschicklichkeit im Angeln der Würste auszeichnet. Madame Putiphar, die seit einigen Tagen nicht in ihrer Wohnung erschienen war, wurde einst in einer Loge des Theaters gefunden, wo sie Fußbänke vermiethete. Bouffi macht immer vortheilhafte Börsegeschäfte, und der große Floquart speculirt mit dem Gelde anderer Leute: ein seit einiger Zeit sehr beliebtes Mittel, reich zu werden.

Ende.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.